

GEORGICA გეორგიკა

JENA ~ TBILISSI

1978

GEORGICA



Jena - Tbilissi

1978

Veröffentlichung der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Herausgeber: Der Rektor der Friedrich-Schiller-Universität
Jena, Prof. Dr. sc. med. Franz Bolck
Der Rektor der Staatlichen Universität Tbilissi
Prof. Dr. D. Tschchikwischwili

Redaktionskollegium:

Jena — Heinz Fähnrich, (Vorsitzender
des Redaktionskollegiums), Ehrhard Lange,
Siegfried Schmidt, Bolko Schweinitz

Tbilissi — Niko Berdsenischwili, Elgudsha Chintibidse,
Schota Dsidiguri, Marika Lortkipanidse, Guram Tewsadse

Redaktionschluß: 27. März 1978

Abteilung Wissenschaftliche Publikationen
der Friedrich-Schiller-Universität Jena
Chefredakteur: Dipl.-Phil. Bolko Schweinitz
Umschlag und Typographie: Ing. Ralph Dehncke
Schreibsatz: Tastomat Eggersdorf
Druck und Einband: Druckerei Magnus Pöser Jena V/10/1 G
Druckgenehmigung: MG 128/15/78

103/83,

23/78,

Inhalt

Zum Geleit	7
<i>Schanidse, Akaki</i> : Etymologische Studien: Kartli, Kartveli	9
<i>Dsidsiguri, Schota</i> : Akaki Schanidse – Ein kurzer Überblick über seine wissenschaftliche und gesellschaftliche Tätigkeit	11
<i>Dshaparidse, Otar</i> : Über die ethnische Zugehörigkeit der Träger der Kura-Arax-Kultur . .	15
<i>Melikischwili, Damana</i> : Das System der Konjugation des transitiven Verbs im modernen Georgisch	17
<i>Metreweli, Teimuras</i> : Nochmals zur Kategorie von Inklusiv und Exklusiv im Altgeorgischen	23
<i>Fähnrich, Heinz</i> : Zum Wesen der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion	29
<i>Dshorbenadse, Besarion</i> : Gegenstand der Sprachwissenschaft: Ontologie und Methodologie	39
<i>Kwatschantiradse, Tamas</i> : Zur Kategorie des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit im Neugeorgischen	46
<i>Hemmann, Eva</i> : Der Ausdruck der Reflexivität in der neugeorgischen Sprache	54
<i>Fähnrich, Heinz</i> : Togo Gudawa zum Gedenken	57
Rezensionen	58
Liste der Verfasser	64

Am 9. 6. 1977 fand im Senatssaal der Friedrich-Schiller-Universität das feierliche Gründungszeremoniell des wissenschaftlichen Journals „Georgica“ in Anwesenheit des Rektors und des Parteisekretärs der Friedrich-Schiller-Universität, des Parteisekretärs der Staatlichen Universität Tbilissi sowie führender Wissenschaftler beider Hochschuleinrichtungen statt. Der Rektor brachte zum Ausdruck, daß die Erweiterung der Zusammenarbeit auf publizistischem Gebiet den Interessen beider Universitäten entspreche und das zwischen unseren beiden Ländern – der DDR und der UdSSR – bestehende gegenseitige gute Verstehen und die Freundschaft stärke.

In der Gründungsakte der Publikation „Georgica“ – die vom Rektor der Alma mater Jenensis, Prof. Dr. sc. med. F. Bolck, und vom Rektor der Staatlichen Universität Tbilissi, Prof. Dr. D. Tschchikwischwilli, unterschrieben wurde – heißt es: „In Wahrung und Fortführung humanistischer Traditionen – in Leipzig erschien bis 1933 die internationale Zeitschrift ‚Caucasica‘ – und im Geist der neuen sozialistischen Beziehungen zwischen den Völkern der UdSSR und dem Volk der DDR beschließen die Leitungen der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Staatlichen Universität Tbilissi die Herausgabe der Publikation ‚Georgica‘. Sie soll die Wissenschaftsbeziehungen zur Sowjetunion, insbesondere zur Sozialistischen Sowjetrepublik Georgien und zur Staatlichen Universität Tbilissi, mit der die Universität Jena seit über zehn Jahren durch einen Freundschaftsvertrag verbunden ist, fortführen und weiterentwickeln helfen. Das Profil der Zeitschrift ‚Georgica‘ soll vorerst durch gesellschaftswissenschaftliche Arbeiten vorwiegend kaukasiologischen Charakters aus den Bereichen Marxismus-Leninismus, Philosophie, Sprachwissen-

schaft, Geschichte sowie Literatur- und Kunstwissenschaft bestimmt werden. Gemeinsame Einzelveröffentlichungen ähnlichen Charakters kamen bereits in früheren Jahren heraus, so daß die Gründung einer periodisch erscheinenden gemeinsamen Publikation, zu der auch das Ministerium für Kultur der DDR seine Zustimmung erteilt hat, als eine logische und zwangsläufige Entwicklung zu betrachten ist.

Als Herausgeber treten die Rektoren der Staatlichen Universität Tbilissi und der Jenaer Universität auf. Geleitet und inhaltlich bestimmt wird die Publikation durch ein Redaktionskollegium, dem von beiden Universitäten jeweils vier Wissenschaftler auf den Gebieten der marxistisch-leninistischen Philosophie, der Sprachwissenschaft, der Geschichte, der Literatur- und Kunstwissenschaft und außerdem die Leiter der Editionseinrichtungen beider Universitäten angehören. Die Mitglieder des Redaktionskollegiums werden von den Rektoren der beiden Universitäten – jeder in Zuständigkeit für seine Mitglieder – berufen.“

Die Schrift „Georgica“ erscheint in Jena vorerst einmal im Jahr, und zwar in deutscher Sprache. Der Universitätsverlag in Tbilissi unterstützt Jena in der Herstellungsarbeit. Die Zeitschrift wird neben wissenschaftlichen Forschungsergebnissen auch noch Rezensionen, Überblicke über wissenschaftliche Leistungen, bibliographische Hinweise usw. veröffentlichen.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Zeitschrift „Georgica“ der freundschaftlichen wissenschaftlichen Zusammenarbeit in der kaukasiologischen Forschung einen guten Dienst leisten wird.

Die Redaktion

Etymologische Studien: Kartli, Kartveli

(Diskussionsmaterial)

Die Wörter *Kartli* (Georgien) und *Kartveli* (Georgier) stehen in enger Verbindung zueinander, aber *Kartli* stützt sich auf einen anderen Stamm als *Kartveli*.

In der wissenschaftlichen Literatur gibt es mehrere Versuche, diese Wörter etymologisch zu erklären (N. Marr, I. Dshawachischwili, N. Adonz, L. Melikset-Beg, Gr. Kapanzian), doch keiner von ihnen trifft die historische Wirklichkeit.

Um uns im wirklichen Tatbestand zurechtzufinden, müssen wir bedenken, daß sich infolge bestimmter historischer Bedingungen der Name eines Volkes in den eines anderen verwandeln kann. Hierfür gibt es mehrere Beispiele, und eines davon ist der Name Bulgare. Ursprünglich bezeichnete dieses Wort ein Turkvolk, das am Mittellauf der Wolga siedelte und von dem ein Teil nach Westen zog, die Steppen Rumäniens und der Ukraine durchquerte, die Donau erreichte und das Gebiet des dort ansässigen slawischen Volkes in Besitz nahm. Das trug sich im 5./6. Jh. zu. Später gingen die Eroberer im Volk der Unterworfenen auf, verloren ihre Sprache, aber ihr Name ging auf das unterworfenen Volk über, mit dem sie sich vermischt hatten und das sie völlig aufgesogen hatte. Die Bulgaren (altgeorgisch: Boryalni) sind ein slawisches Volk, tragen aber einen türkischen Namen.

Ähnliches mag sich auch in Georgien zugetragen haben. Ursprünglich bezeichnete *Kartli* ein Volk, das Mzcheta und die angrenzenden Länder an sich riß, eine Zeitlang hier herrschte, dann aber allmählich in der örtlichen Bevölkerung aufging und seine Sprache verlor, aber seinen Namen dem unterworfenen Volk weitergab, das vordem wahrscheinlich unter dem Namen Mescher bekannt war.

Die Nachricht von diesem Eroberervolk findet sich in der „Bekehrung Georgiens“, die in der bekannten Sammlung von Schatberdi enthalten ist. Diese Sammlung wurde von dem Mönch Ioane im 10. Jh., um 973, abgeschrieben. Im Jahre 973 schrieb er das Parchali-Evangelium aus der gleichen Sammlung ab und vermachte es Parchali. „Die Bekehrung Georgiens“ ist noch älteren Ursprungs und ist in die erste Hälfte des 7. Jh. zu datieren. Der Text wurde von E. Taqaischwili zweimal veröffentlicht: 1890 (sami istoriuli xronika, S. 1–39) und 1912 (Opisanie rukopisej Obščestva rasprostranenijsa gramotnosti sredi gruzinskogo naselenija, t. I, Tiflis 1906–1912, S. 708–735). Außerdem gibt es noch eine Ausgabe von T. Shordania/1/.

Bei dem Teil der „Bekehrung Georgiens“, den ich hier berühre, verwende ich den verbesserten Text von S. Dshanaschia, den er in seiner Untersuchung „Das älteste nationale Dokument über die ursprünglichen Wohngebiete der Georgier im Licht der Geschichte des Nahen Ostens“/2/ veröffentlichte. E. Taqaischwili und T. Shordania lasen anstelle von *Arian-* die Lautung *Aran-* und als Götzenamen statt *Ga* den Namen *Gaim*.

In der „Bekehrung Georgiens“ begegnet das Wort *Kartli* zweimal in Verbindung mit dem Wort *Arian*: *Arian-Kartli*. Beispiele aus dem Text: da tana hgvanda aleksandres mepesa azoj, zej *arian-kartilisa* mepisaj. da mas miuboza mcxetaj saşdomad da saz vari daudva mas hereti da egris cşali da somxiti da mtaj crolisa da cşarvida. (Und König Alexander führte Aso, den Sohn des Königs von Arian-Kartli, mit sich. Und er gab ihm Mzcheta als Sitz und legte ihm als Grenzen Hereti und Egris Zşali und Armenien und das Zşoli-Gebirge fest und zog davon.) Mit Alexander ist hier Alexander der Große gemeint, doch seine Nennung an dieser Stelle ist ein Anachronismus, denn es ist hinreichend bekannt, daß sich Alexander der Große nie in Georgien aufgehalten hat. Aber die Geschehnisse, von denen hier die Rede ist und die sich in späterer Zeit zutragen (möglicherweise im 2. Jahrhundert v. u. Z.) erscheinen bis zu einem gewissen Grade glaubwürdig.

Die Chronik fährt fort: xolo ese azoj cşarvida *arian-kartlad* mamisa twisisa da cşarmoiqvana rvaj saxli da atni saxlini mamamşuţetani daşda da şuel mcxetas. da tana hquandes ķerpni şmrtad gaci da ga. da ese igo şirveli mepej mcxetas şina — azoj, zej *arian-kartvelta* mepisaj, da moşuda. da şemdgomad misa dadga parnavaz. (Dieser Aso begab sich nach Arian-Kartli zu seinem Vater und nahm acht Höfe und zehn Höfe seiner Landsleute mit und ließ sich in Alt-Mzcheta nieder. Und sie nahmen ihre Götzen Gazi und Ga mit. Und so war der erste König in Mzcheta Aso, der Sohn des Königs der Arian-Kartwelier, und als er starb, kam Parnawas als Nachfolger auf den Thron.)

Die Bezeichnung *Arian-Kartli* ist auch in der „Vita der heiligen Nino“ belegt, die in der Schatberdi-Sammlung unmittelbar dem Text der „Bekehrung Georgiens“ folgt. Hier sind die Götzenbilder aufgezählt, die die hl. Nino durch ihr Beten vernichtete. Zuerst ist Armasi aufgeführt, und darauf heißt es: „Und zur Rechten von ihm (d. h. von Armasi) stand ein goldenes Götzenbild namens Gazi und zu seiner Linken ein silberner Götze namens Ga, die als Götter bei euren Vätern aus *Arian-Kartli* waren.“/3/

Folglich ist *Arian-Kartli* dreimal in alten Texten belegt, und ein viertes Mal heißt es: Aso, der Sohn des Königs der *Arian-Kartwelier*.

Der „Bekehrung Georgiens“ zufolge liegt dieses *Arian-Kartli* irgendwo fern von Georgien, worauf S. Dshanaschia hinwies.

Was ist *Arian-Kartli*? Zweifellos ist es ein Kompositum des Typs Pschaw-Chewsuri (pşav-xevsureti). Es ist der Name zweier Länder, die benachbart waren: Arian und Kartli. *Arian* ist das *Ariana*, das nach Strabon Persien, einen Teil Mediens sowie die Nordgebiete Baktriens und Sogdiens umfaßte/4/, während *Kartli* die Parther sind, d. h. die Bewohner Parthiens und das Land Parthia selbst.

Parthia war ursprünglich das heutige Chorasan und seine angrenzenden Gebiete. Es gehörte unter dem Namen Parthava zum Achämenidenstaat, den Alexander der Große im Jahre 330 v. u. Z. eroberte. Doch in der Mitte des dritten Jahrhunderts v. u. Z. erlangten die Parther die Unabhängigkeit und dehnten ihr Reich so stark aus, daß es im Südosten Indien erreichte und im Nordwesten Kaukasien. Die Parther müssen bei ihren Kämpfen bis zum Zusammenfluß von Mtkwari und Aragwi gekommen sein und Mzcheta und die umliegenden Gegenden erobert haben. So ist Aso's erste Königsherrschaft in Mzcheta aufzufassen. Dieser Aso stammte aus Arian-Kartli, d. h. aus Ariana-Parthien. Nach seiner Thronbesteigung kehrte er in seine Heimat zu seinem Vater zurück und nahm von dort zehn Höfe Landsleute, d. h. nahe Verwandte, und acht Höfe andere Parther mit. Hieraus ist die Kolonisierung der Parther in Mzcheta und den umliegenden Ländereien klar ersichtlich. Die Heranführung von achtzehn Höfen der Eroberer war offenbar die zweite Welle der Kolonisierung, der vielleicht weitere Wellen folgten. Setzt man im Durchschnitt hundert Menschen für einen Hof an, so ergibt das 1 800 Köpfe, was für damalige Bedingungen nicht wenig war.

Wir müssen annehmen, daß die Könige, die in der „Bekehrung Georgiens“ genannt sind (Aso, Parnawas, Saurmag, Mirwan, Parnadshob und andere), Männer parthischer Herkunft sind. Die Parther waren ein Volk iranischer Abstammung, ihre Sprache stand dem Persischen nahe.

„Vom linguistischen Gesichtspunkt stellt das Parthische einen Dialekt der Nordwestgruppe dar, und nach den vorhandenen Dokumenten tritt es als Sprache in Erscheinung, die einen bedeutenden Entwicklungsweg zurückgelegt hat und sich auf der Stufe des Mitteliranischen befindet.“/5/

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß ich *Kartli* als Wechselform von *Partni* (Plural: Parther) betrachte. Die Verwandlung des n in l ist in diesem Fall leicht erklärbar (*Partni* > *Partli*). Größeres Kopferbrechen bereitet der Wandel von p zu k.

Wir müssen annehmen, daß p zuerst in k überging, ähnlich wie im gurischen Dialekt korpile aus porpile entstand. Später wurde dieses k teilweise an das folgende t angeglichen, und man erhielt *Kartmi* und daraus *Kartli*.

Der Feldzug der Parther muß auch Armenien betroffen haben und hat es auch tatsächlich. Die armenische Form für Parther ist „Partev“. Daß die Parther einen gewissen Einfluß auf die Armenier ausgeübt haben, ist daraus zu ersehen, daß einige armenische Persönlichkeiten als Parther (*Partev*) bekannt sind. In erster Linie ist hier der armenische Missionar Grigol zu nennen, von dem Mose von Chorene berichtet: „Er (Grigol) war, wie allen bekannt, seiner Herkunft nach Parther, aus der Gegend Pahlav.“ (II, 91) Pahlav aber ist das gleiche wie Partav, übernommen nach den phonetischen Maßgaben des Mittelpersischen.

In der Vita des Missionars Grigol, die schon früh vom Armenischen ins Georgische übersetzt wurde, wird Grigol als Parther bezeichnet: „Im Monat September dreißig Leben und Bürger und danach die Folterung des heiligen Märtyrers Grigol des Parthers.“ Die Parther selbst werden in der Übersetzung der Vita als *Partni* bezeichnet: da esret semokrbes govneli erni parttani da

ayiares meped govelta arčafiri (und so versammelten sich alle Völker der Parther und erkoren Artaschir zu aller König)/6/.

Nachdem die Etymologie von *Kartli* geklärt wurde, ist es leicht, die Namen *kartveli* (Georgier) und *kartuli* (georgisch) zu erklären.

Kartveli stammt vom Landesnamen Parthien, der anfangs Partava lautete, später aber Partav. An diesen Namen wurde das Herkunftssuffix el angefügt, wodurch der vorhergehende Vokal ausfiel: part-av-el-i > part-v-el-i > kart-v-el-i.

Was *kartuli* betrifft, so ist es von demselben Partav durch Anfügen des Suffixes ul abgeleitet. Dieses ul bedingte den Ausfall des vorangehenden Vokals, und gleichzeitig ging das v verloren, das sich nach der Synkope der Wurzel unmittelbar vor u befand: part-av-ul-i > part-v-ul-i > part-ul-i > kart-ul-i.

So hat uns die etymologische Untersuchung von *Kartli* und *Kartveli* große geschichtliche Begebenheiten erschlossen, die sich offenbar im zweiten Jh. v. u. Z. bei unsgetragen haben.

G. Melikischwili erklärt in seiner bekannten Arbeit: „Auf jeden Fall müssen wir seit der zweiten Hälfte des 2. Jh. v. u. Z., als die Macht der Parther bedeutend wuchs und die Parther den Seleukiden vernichtende Niederlagen beibrachten und ihren politischen Einfluß auf Armenien ausdehnten, annehmen, daß die Beziehungen zwischen Kartli und Parthien intensiver wurden. Zu dieser Zeit suchten die Machthaber von Kartli, ausgehend von den politischen Bedingungen, offenbar im Partherreich einen Verbündeten gegen ihren Gegner Armenien.“/7/

Die bekannte Iranistin M. Andronikaschwili führt eine Liste von Wörtern parthischer Herkunft im Georgischen an./8/ Hier sind 66 Wörter aufgeführt, die die Verfasserin für parthischen Ursprungs hält und die unmittelbar aus dem Parthischen oder über das Armenische ins Georgische eingeflossen sind. Andererseits lesen wir in demselben Buch: „Ein unmittelbarer Hinweis oder eine historische Nachricht über das Verhältnis Kartlis zum Partherreich ist nicht erhalten. Die georgische Geschichtstradition kennt den Namen *Parti* oder dessen mittelpersische Äquivalente *Pahlav*, *Pahlavani* als Stammes- oder geographischen Namen, der direkt aus dem Iranischen käme, nicht. Wir haben ihn in den georgischen Geschichtsquellen nicht überliefert.“/9/

Unsere Untersuchung hat aber gezeigt, daß *Kartli* eine veränderte Form des Namens *Partni* ist. Daraus ergibt sich, daß dieses Wort nicht nur in historischen Quellen, sondern auch heute noch ständig gebraucht wird.

Beachtenswert ist, daß der Stamm *kart* im Mingrelischen *kort* lautet (kortu – Georgier). Das gibt zu der Annahme Anlaß, daß die Wörter mit dem Stamm *kart* schon lange verwendet werden, so daß sich im Verlauf der Jahrhunderte die mingrelische Entsprechung herausbilden konnte.

Was das Volk der Unterworfenen betrifft, mit denen sich die eroberten Parther vermischten und denen sie ihren Namen aufzwangen, so müssen das, wie wir oben beiläufig bemerkten, Meskher gewesen sein. Wenn wir das sagen, haben wir den Umstand im Auge, daß Mzcheta die Hauptstadt der Meskher war. Mzcheta ist folgendermaßen zu analysieren: mcx-et-a. Der Komplex mcx geht auf den Komplex msx zurück, msx aber ist die

verkürzte Form des Wortes *mesx*. Die Synkope ergab sich aus der Anfügung des Suffixes *et*. Das *a* am Wortende ist das Bildungselement der Diminutivnomina.

Anmerkungen

- 1 Žordania, T.: *Kronikēbi da sxva masala sakartvelos istoriisa*, t. I, 1892, S. 11–14, 17–19, 27–33.
- 2 Jānašia, S.: *Šromebi*, II, 1952, S. 41–42.
- 3 Taqaišvili, E.: *Opisanie*, II, S. 752.
- 4 Jānašia, S.: *Šromebi*, II, 1970.

Eine ähnliche lautliche Entwicklung liegt in dem geographischen Namen *Samzche* vor, der aus *Sameskhe* entstanden ist: *sa-mesx-e* > *sa-msx-e* > *sa-mcx-e*.

- 5 Andronikašvili, M.: *Naxvebi iranul-kartuli enobrivi urtiertobidan*, I, 1966, S. 152.
- 6 Žordania, T.: a. a. O., S. 22.
- 7 Melikšvili, G.: *Sakartvelos veli istoriis saqitxebi*, S. 313.
- 8 Andronikašvili, M.: a. a. O., S. 216–278.
- 9 A. a. O., S. 144.

Schota Dsidiguri

Akaki Schanidse

(Ein kurzer Überblick über seine wissenschaftliche und gesellschaftliche Tätigkeit)

Akaki Schanidse ist ein hervorragender sowjetischer Wissenschaftler, der die georgische Sprachwissenschaft auf eine neue Stufe gehoben hat. Der Begründer dieser Disziplin der Kartwelologie und zugleich der Vollender ihrer ersten Etappe war Aleksandre Zagareli, die zweite Periode der kartwelologischen Forschungen, die eine epochale Bedeutung hatte, ist im wesentlichen mit dem Namen Niko Marrs verbunden, für die dritte Periode hat Akaki Schanidse Hervorragendes geleistet, einer der Begründer der Tbilisser sprachwissenschaftlichen Schule und ihrer besten Traditionen.

Breit und vielseitig ist die wissenschaftliche Problematik, mit der sich Akaki Schanidse befaßt hat. Struktur und Geschichte der kartwelischen Sprachen, Dialektologie, Lexikologie und Lexikographie, Normierung der georgischen Literatursprache, Textologie, Epigraphik, Folklore, Rustwelologie, Albanistik – das sind jene Disziplinen, auf deren Gebiet von dem Gelehrten grundlegende wissenschaftliche Werke geschaffen worden sind.

Der Name Akaki Schanidse, als eines Gelehrten und einer Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, ist bei uns in der Sowjetunion sowie im Ausland weit und breit bekannt.

Akaki Schanidse ist am 26. Februar 1887 im Dorf Nogha am Fluß Chewiszqali (Westgeorgien, Kreis Samtredia) geboren. Sein Vater, Gabriel Schanidse, war Psalmleser und betrieb außerdem Landwirtschaft, die Mutter – Epemia (geborene Scharaschenidse) besorgte den Haushalt.

Lesen und Schreiben brachten ihm seine Brüder bei, die in Osurgeti die Schule besuchten. Nach Abschluß der Dorfgemeindeschule setzte er seine Ausbildung ab 1897 in der Kutaiser geistlichen Schule fort. 1904 wurde er Schüler des klassischen Gymnasiums (er wurde sofort in die dritte Klasse aufgenommen), 1909 absolvierte er das Gymnasium und bezog im selben Jahre die Petersburger Universität (Fakultät für orientalische Sprachen).

Im Jahre 1908 wurde auf Iwane Dshawachischwilis Anregung an der Petersburger Universität der „Wissenschaftliche Zirkel der georgischen Studenten“ gegründet. 1911 wurde A. Schanidse Vorsitzender dieses Zirkels. Die Hauptaufgabe des Zirkels bestand darin, eine georgische Bibliographie zusammenzustellen und wissenschaftliche Untersuchungen zu führen. Ergebnis der Tätigkeit des „Wissenschaftlichen Zirkels der georgischen Studenten“ war die Herausgabe des ersten Buches der Bibliographie (1916, Petersburg).

1915 gab dieser Zirkel in Tbilissi unter der Redaktion von I. Dshawachischwili eine wissenschaftliche Sammlung heraus, in der A. Schanidse Untersuchung „Georgische Gebirgsdialekte“ veröffentlicht wurde.

1911 wurde A. Schanidse als Student auf Dienstreise nach Pschawi und Chewsorien geschickt, um Dialektmaterial zu sammeln. Im Mai 1913 absolvierte er die Universität und blieb auf N. Marrs Vorschlag an der Universität, um sich am Lehrstuhl für georgisch-armenische Philologie (Leiter N. Marr) auf die Professorentätigkeit vorzubereiten. Im selben Sommer wurde er zum Studium der Gebirgsdialekte wieder nach Georgien geschickt, diesmal geschah das aber im Auftrag der russischen Akademie der Wissenschaften. 1915 legte A. Schanidse die Prüfungen zum Erwerb des Magistergrades ab. Im selben Jahr ließ er seine Untersuchung über die Präfixe des georgischen Verbs drucken. Nach der Februarrevolution 1917 kehrt der junge Gelehrte nach Tbilissi zurück und beteiligte sich aktiv an der Gründung der Tbilisser Universität; er gehörte zu der Initiativgruppe der Begründer der Universität.

A. Schanidse ist einer von denen, die mit I. Dshawachischwili an der Spitze einen wichtigen Beitrag zur Organisation der Hochschule in Georgien geleistet und dazu beigetragen haben, die hier gegründete Universität weiter zu entwickeln und zu festigen. Seit dieser Periode beginnt die breite gesellschaftliche Tätigkeit des Gelehr-

ten, seine ständige Sorge um gesellschaftliche Angelegenheiten, um die Organisation der nationalen wissenschaftlichen Institutionen. In den Jahren 1918–1920 war A. Schanidse Sekretär der Philologischen Fakultät, 1919–1921 – Sekretär des Professorenrates der Universität, ab 1919 leitete er auch den Lehrstuhl für georgische Sprache.

Seit der Gründung der Universität unterrichtete A. Schanidse Arabisch und Armenisch. Ab 1919 aber (nach dem Tode des Professors I. Qipschidse) Georgisch. Außerdem hielt er zu verschiedenen Zeiten an der Universität Vorlesungen in georgischer Dialektologie, in vergleichender Grammatik der kartwelischen Sprachen, unterrichtete Rustaweli Sprache und das Swanische. 1925–1926 unterrichtete er auch die Sprache der Zowa-Tuschen (Batsen) und erhob damit die kaukasischen Sprachen zum Lehr- und Forschungsgegenstand an der Universität.

1920 reichte A. Schanidse dem Professorenrat zur Erlangung der Doktorwürde seine Dissertation ein: „Das subjektive Präfix der zweiten und das objektive der dritten Person in georgischen Verben“. Offizielle Opponenten waren I. Dshawachischwili und G. Achwlediani. Die Verteidigung fand am 9. Mai 1920 statt. Mit dieser Arbeit wurde zum erstenmal an der Tbilisser Universität der akademische Grad eines Doktors verliehen.

1922 wurden A. Schanidse und K. Kekelidse nach Moskau und Petersburg mit dem Auftrag geschickt, georgische Handschriften und weitere alte Kulturgüter nach Georgien zurückzuführen. 1923 wurde die „Georgische sprachwissenschaftliche Gesellschaft“ gegründet, deren Vorsitzender G. Achwlediani war, der stellvertretende Vorsitzende A. Schanidse. Diese Gesellschaft spielte eine wichtige Rolle in der Entwicklung des sprachwissenschaftlichen Denkens in Georgien. Von 1933 bis 1936 leitete A. Schanidse den Sektor der georgischen Sprache im Rustaweli-Institut, das sich an der Universität befand. Von 1930–1931 war er als Leiter des Sektors der kartwelischen Sprachen des N. Marr-Instituts für Sprache, Geschichte und materielle Kultur der Georgischen Akademie der Wissenschaften der UdSSR tätig. A. Schanidse hielt auch Vorlesungen an den pädagogischen Instituten Georgiens. Ab 1945 wurde der Lehrstuhl für georgische Sprache an der Tbilisser Staatlichen Universität auf Initiative A. Schanidses in zwei Lehrstühle geteilt: den der altgeorgischen und den der neugeorgischen Sprache. Seit dieser Zeit leitet A. Schanidse den Lehrstuhl für altgeorgische Sprache.

1937 wurde A. Schanidse zum korrespondierenden Mitglied des Prager (Tschechoslowakei) Instituts für Orientalistik und 1930 zum Mitglied des wissenschaftlichen Rates am Institut für Geschichte und Literatur in Jerewan gewählt.

1939 wurde A. Schanidse als hervorragender sowjetischer Wissenschaftler zum korrespondierenden Mitglied der Wissenschaften der UdSSR gewählt und am 22. Februar 1941 als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR bestätigt. Ab 1946 leitete er die Abteilung der Gesellschaftswissenschaften, und in den Jahren 1948–1949 war er der Vize-Präsident dieser Akademie. 1966 erlangte A. Schanidse die Würde des Ehrendoktors der Friedrich-Schiller-Universität Jena. 1960 erfolgte seine Wahl zum Deputierten des Tbilisser Stadtrates der Deputierten

der Werktätigen und 1971 zum Deputierten des Obersten Sowjets der Georgischen SSR. 1943 wurde A. Schanidse der Ehrentitel eines Verdienten Wissenschaftlers der Georgischen SSR zuerkannt, 1967 der Ehrentitel eines Verdienten Wissenschaftlers der Armenischen SSR. 1972 erhielt A. Schanidse den I. Dshawachischwili-Preis.

A. Schanidse ist mit drei Lenin-Orden, mit dem Orden des roten Arbeitsbanners, mit dem Ehrenzeichen und mit verschiedenen Medaillen ausgezeichnet. 1975 wurde ihm auch der Orden für Völkerfreundschaft verliehen.

Auf dem Gebiete der Grammatik untersuchte A. Schanidse hauptsächlich Fragen der Morphologie und der Syntax, daneben beschäftigte er sich erfolgreich mit der Phonetik. 1920 erschien A. Schanidses Monographie „Das subjektive Präfix der zweiten und das objektive der dritten Person in georgischen Verben“. Diese Untersuchung hat eine epochale Bedeutung in der Geschichte des wissenschaftlichen Studiums der georgischen Sprache. Sie ist musterhaft sowohl im Sinne der Untersuchungsmethoden als auch nach der Auswahl des Materials und den wissenschaftlichen Schlußfolgerungen. Das georgische Verb wird seit dieser Arbeit nach A. Schanidses neuen Erkenntnissen gewertet.

In derselben Untersuchung betonte A. Schanidse das besondere Merkmal der zweiten subjektiven Person – x, das als Ausnahme gebraucht wird. Davon ausgehend vermutete er das Vorhandensein desselben Merkmals in einem altgeorgischen, der Wissenschaft noch unbekannten Dialekt. Auf Grund der Analyse der zwei Inschriften an den Tempeln in Bolnisi und Mzcheta kam A. Schanidse zum Schluß, daß es auch das gleichartige Merkmal (x) für die dritte objektive Person gäbe. A. Schanidses Thesen bestätigten sich, als I. Dshawachischwili die altgeorgischen Texte entdeckte, die in den unteren nicht völlig verwischten Schichten der Palimpseste erhalten geblieben waren.

Der Vergleich der von I. Dshawachischwili entdeckten Texte, die als Merkmal der zweiten subjektiven und der dritten objektiven Person ein x haben, mit den ältesten georgischen Inschriften gab die Möglichkeit, sie genau zu datieren (V.–VI. Jahrhundert). Diese Texte wurden „Chanmeti“ genannt. Ihre Entdeckung war ein Ereignis von großer Bedeutung. Dadurch konnte ermittelt werden, daß viele biblische Texte wenn nicht im V., dann wenigstens im VI. Jahrhundert ins Georgische übersetzt worden sind, und das Evangelium mit größter Wahrscheinlichkeit im V. Jahrhundert.

Später wurden altgeorgische Schriftdenkmäler entdeckt, die zum VIII. Jahrhundert gehören, in denen die Funktion von /x/ das /h/ übernimmt. Diese Denkmäler wurden von A. Schanidse in Analogie zu den „Chanmeti“-Texten „Haemeti“-Schriftdenkmäler genannt und veröffentlicht.

A. Schanidse publizierte eine Reihe erstrangiger Schriftdenkmäler, die unsere Kenntnisse von der älteren georgischen Literatursprache erweiterten. Sein Verdienst ist es auch, eine auf fester wissenschaftlicher Grundlage fußende Grammatik der georgischen Sprache geschaffen zu haben. Seine „Grammatik der georgischen Sprache“ (I, Morphologie) erschien im Jahre 1930.

Dem Schreiben dieses Buches ging die monographische Ausarbeitung der einzelnen Fragen der georgischen Grammatik und ihre ausführliche Untersuchung voran.

Im Laufe vieler Jahre veröffentlichte A. Schanidse spezielle Beiträge, in denen die einzelnen strukturellen Besonderheiten der georgischen Sprache erörtert wurden. Diese Arbeiten legten auch das Fundament für die georgische Grammatik.

In der Monographie, die 1930 erschien, wurden Ergebnisse der vieljährigen Forschung des Gelehrten zusammengefaßt. In diesem Buch war die „systematische Beschreibung der phonetischen und morphologischen Struktur der modernen georgischen Literatursprache vollzogen worden; als Grundlage dienten monographische Beiträge, die vom Verfasser in den Jahren 1921–1929 geschrieben worden sind. Außerdem sind in diesem Werk zum erstenmal eine ganze Reihe von grammatikalischen Fragen aufgeworfen und gelöst.“ (G. Achwlediani)

Der norwegische Gelehrte H. Vogt, Verfasser einer französisch geschriebenen Grammatik der georgischen Sprache (Oslo, 1936 und 1972), schrieb, daß das Buch von A. Schanidse viel zur Aufklärung der Struktur der georgischen Sprache beigetragen hat. Auch Rudenkos „Grammatik der georgischen Sprache“ (Leningrad, 1940) fußt auf A. Schanidses Standard-Grammatik.

1941 entwickelte A. Schanidse eine Theorie von der grammatikalischen Reihe (mzkriwi) im Georgischen und äußerte die Überzeugung, daß die Reihentheorie auch für andere Sprachen von Bedeutung sei.

Ergebnisse der von A. Schanidse während einer Jahrzehnte durchgeführten schöpferischen Arbeit auf dem Gebiet der georgischen Grammatik (insbesondere der Morphologie), sind im Buch „Grundlagen der georgischen Grammatik“ (I. Morphologie, 672 Seiten) zusammengefaßt, das von der Tbilisser Universität 1953 herausgegeben wurde (Neuausgabe 1973). In diesem Buch ist der grammatikalische (morphologische) Aufbau der modernen georgischen Sprache wiedergegeben und ihre Struktureigenart dargestellt. Dieses Werk entstand aus dem umfangreichen Zyklus von Vorlesungen, der als Grundlage beim Studium des Georgischen dient. Auf die grammatikalische Lehre A. Schanidses stützt sich auch der Unterricht der Muttersprache in den Schulen unserer Republik. Das erwähnte Buch gehört in die Reihe der Untersuchungen auf dem Gebiete der Kartwelologie, die für das Studium der Geschichte und Kultur des georgischen Volkes grundlegend sind.

Die methodologischen Grundlagen der Grammatik von A. Schanidse sind durch das Suchen und die Untersuchung der Wechselbeziehung zwischen Form und Funktion bestimmt. Die Berücksichtigung dieses Moments hat eine entscheidende Bedeutung für die Auffassung einer ganzen Reihe grammatikalischer Kategorien. Auf diese Weise sind beispielsweise äußerst wichtige Ergebnisse der Bestimmung der Kategorie des Genus und der Version des Verbs erzielt worden. Bei der Qualifizierung der grammatikalischen Fakten ist für den Verfasser ein Kriterium die Methode der Vergleichung der kontrastiven Formen.

Einer der Hauptvorteile des Werkes von A. Schanidse ist, daß der Verfasser sich nicht nur mit der Beschreibung dieser oder jener grammatikalischen Form zufrieden gibt, sondern auch ihre Herkunft erklärt und auf ihre ursprüngliche Form hinweist. Dabei zieht er oft das entsprechende Material aus der altgeorgischen Sprache sowie aus den modernen georgischen Dialekten und kart-

welischen Sprachen heran. Der Gelehrte führt auch vergleichende Beispiele aus dem Georgischen und den anderen Sprachen der Welt an – wie z. B. dem Russischen, Lateinischen, Griechischen, Arabischen, Türkischen u. a. Durch A. Schanidses Grammatik werden unter anderem auch manche theoretische Fragen der Sprachwissenschaft korrigiert.

Einen wichtigen Beitrag hat A. Schanidse zur Entwicklung der georgischen Philologie geleistet. Die von ihm herausgegebenen Texte sind musterhaft und grundlegend auf diesem Gebiet. Vieles hat er für die Verwirklichung der akademischen Ausgabe des georgischen Bibeltextes geleistet. Als sein großes Verdienst ist die Wiederaufnahme der Arbeit an der Herausgabe der Athosbibel (978) zu betrachten. In den Jahren 1947–1948 wurden zwei Lieferungen veröffentlicht.

In der Schriftenreihe „Denkmäler der altgeorgischen Sprache“ veröffentlichte A. Schanidse auch die vier Evangelien nach den drei ältesten Handschriften des IX.–X. Jahrhunderts. Die akademische Ausgabe der Texte von den vier Evangelien ist ein Ereignis von großer Bedeutung in der Geschichte der georgischen Philologie. A. Schanidses Publikation kommt große Bedeutung für die Lösung einer ganzen Reihe von historisch-literarischen Fragen zu. In derselben Reihe hat er 1971 „Ein georgisches Kloster in Bulgarien und seine Satzung“ (in georgischer und russischer Sprache) herausgegeben.

Von A. Schanidse wurde an der Tbilisser Staatlichen Universität die Schriftenreihe „Veröffentlichungen des Lehrstuhls für altgeorgische Sprache“ begonnen. Besonders zu erwähnen ist hier die Veröffentlichung der „Sinai-Sammlung von Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer“ – die älteste datierte georgische Handschrift (864).

A. Schanidse legte auch zusammen mit N. Marr den Grund zum Studium der georgischen Dialekte. Schon als Student begann er dialektologisches Material zu sammeln, das als Grundstock für seine Untersuchungen diente, in denen die Klassifikation der Gebirgsdialekte und die Analyse der wesentlichen Erscheinungen der Dialekte vorgenommen sind. Unschätzbar ist für die georgische Dialektologie A. Schanidses 700 Seiten starkes Buch „Georgische Volksdichtung (I, Chewsurisch)“, das 1931 erschien. Besonders sei das von A. Schanidse zusammengestellte Wörterbuch zu Washa-Pschawelas Werken, die Beilage zu den Bänden I–IV der Werke des Schriftstellers, erwähnt. Interesse erweckt auch A. Schanidses chewsurisches Wörterbuch, eine Beilage zu den unter seiner Redaktion herausgegebenen chewsurischen Texten von B. Gabuuri.

A. Schanidse verwandte auch Mühe auf die Zusammenstellung des Wörterbuchs zu einem der Werke des hervorragenden georgischen Schriftstellers des XI. Jh. Giorgi Mtazmideli (Das Leben des Johannes und Euthymius). Dieses Textwörterbuch ist vor allem dadurch interessant, weil in ihm ein neues System der Bezeichnung der persönlichen Formen des Verbs eines Stammes eingeführt ist. Im Wörterbuch waren zum erstenmal die sog. Indexe verwendet, die helfen, sich über die komplizierten Formen des georgischen Verbs klarzuwerden und die Verwendung des Wörterbuchs zu erleichtern.

Es muß anerkannt werden, daß A. Schanidses besonderes Verdienst die Pflege der Lexik des „Recken im

Pantherfell“ ist. Das im Jahre 1957 herausgegebene Werk von Rustaweli ist mit einem ausführlichen Wörterbuch versehen, in dem die im Epos vorkommenden seltenen Wörter und Redewendungen gesammelt sind. Der Verfasser dieses Wörterbuchs ist A. Schanidse. In der Geschichte der Rustwelologie ist als ein Ergebnis von besonderer Bedeutung zu nennen, daß unter A. Schanidse Leitung die „Symphonie“ zum Epos „Der Recke im Pantherfell“ von Rustaweli mit seinem Vorwort und seiner Untersuchung (1956) zusammengestellt wurde.

Vieles hat A. Schanidse zur Ausgabe des georgischen Wörterbuchs von Sulchan-Saba Orbeliani geleistet. 1928 erschien dieses Wörterbuch unter der Leitung von I. Qipschidse mit A. Schanidse ausführlicher Untersuchung.

Große Aufmerksamkeit schenkte A. Schanidse dem Studium der Struktur anderer kartwelischer Sprachen – dem Lasisch-Mingrelischen (Kolchischen) und dem Swanischen. Er verfaßte den grundlegenden Beitrag „Umlaut im Swanischen“ (1925). Das Studium der Natur des Umlauts klärte viele bis dahin unbekannte Seiten der Bildung der komplizierten morphologischen Kategorien im Swanischen. Als Forscher der georgischen Sprache beschränkt er sich nicht nur auf die theoretische Problematik, sondern er widmet sich immer mit großer Liebe den praktischen Fragen der Literatursprache.

Probleme der Normierung der georgischen Literatursprache waren seit langem Gegenstand von A. Schanidse Aufmerksamkeit. Er war Mitglied der Kommission für die Festlegung der Normen der gegenwärtigen georgischen Literatursprache. A. Schanidse interessierte sich immer für den Archetypus des Textes „Der Recke im Pantherfell“. Das Verdienst des Gelehrten auf diesem Gebiet ist nicht hoch genug zu werten.

1937, in den Jubiläumstagen Rustawelis, bekam die georgische Öffentlichkeit ein vorzügliches Geschenk. Das war die von A. Schanidse realisierte Reproduktion der ersten Publikation des „Recken im Pantherfell“ (Wepchistqaosani) von König Wachtang VI. (die zweite Ausgabe 1966). In den Jahren 1956–1961 veröffentlichte A. Schanidse Beiträge, in denen manche strittige Fragen bezüglich des Epostextes erörtert und größtenteils gelöst wurden.

Von unschätzbare Bedeutung sind für die Wissenschaft A. Schanidse Untersuchungen auf dem Gebiet der Sprache und des Schrifttums der kaukasischen Albaner. Damit hat der Gelehrte, so darf man sagen, den Grund zu einer neuen Disziplin – der Albanologie – gelegt.

A. Schanidse Untersuchung „Das neuentdeckte Alphabet der kaukasischen Albaner und seine Bedeutung für die Wissenschaft“ (1937) gab der wissenschaftlichen Weltöffentlichkeit Möglichkeit, sich mit dem Schrifttum eines der von der geschichtlichen Arena abgetretenen zivilisierten Völker bekannt zu machen – einem Schrifttum, dessen Schicksal Wissenschaftler verschiedener Länder bewegte. Dieser Beitrag von A. Schanidse löste ein lebhaftes Echo sowohl bei uns als auch in Ausland aus.

Zu der Sphäre der wissenschaftlichen Interessen A. Schanidse gehören auch die Fragen der Literatur und Folklore. Er sammelte unterschiedliche Varianten des Rostomiani-Zyklus, die von ihm in verschiedenen Teilen Georgiens aufgeschrieben wurden, und begann auch mit der wissenschaftlichen Publikation der Materialien der Volkskunst.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte werden an den Hochschulen und Mittelschulen Georgiens die von A. Schanidse verfaßten Lehrbücher der Grammatik verwendet. Nach A. Schanidse Büchern lernt unsere Jugend die wissenschaftlichen Grundlagen der Grammatik, die vom Verfasser selbst ausgearbeitet worden sind.

1976 erschien das Lehrbuch der altgeorgischen Sprache, dessen Verfasser ebenfalls A. Schanidse ist.

Selbst aus diesem kurzen Überblick geht hervor, daß A. Schanidse mit seiner unermüdlichen Forschungsarbeit einen wichtigen Beitrag auf vielen Gebieten der Wissenschaft leistete und durch seine grundlegenden Arbeiten die Kartwelologie bereicherte.

Aus der von ihm begründeten wissenschaftlichen Schule gingen viele hervorragende georgische Wissenschaftler hervor.

A. Schanidse setzt auch heute mit gewohnter Energie, Rüstigkeit und unablässigem Fleiß seine geliebte Arbeit fort, mit alter Begeisterung dient er der Wissenschaft seiner Heimat.

Über die ethnische Zugehörigkeit der Träger der Kura-Arax-Kultur

Das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung ist eine bedeutende Periode in der uralten Geschichte Kaukasiens. In dieser Zeit bildet sich hier eine eigenständige Kultur, die Kura-Arax-Kultur. Die Volksstämme, Träger der Kura-Arax-Kultur, besitzen ein weites Territorium im Kaukasus; man kann sie auch weit über die Grenzen Kaukasiens hinaus verfolgen. Es ist zu vermerken, daß keine der kaukasischen Kulturen vorher und nachher eine derartige Verbreitung gefunden hat wie diese Kura-Arax-Kultur. Im Süden umfaßt die benannte Kultur Ostanatolien, die umliegenden Gebiete Urmiens, ihre Elemente entdecken wir auch in Syrien und Palästina. Die Träger dieser Kultur im dritten Jahrtausend vor der Zeitrechnung haben nicht nur ihren großen Beitrag zur uralten Geschichte Kaukasiens geleistet, sondern müssen auch eine bestimmte Rolle in Vorderasien gespielt haben. Einige Forscher verbinden diese Kultur mit den Problemen der Indoeuropäistik. Gerade deswegen erregt die Klärung des Problems der ethnischen Herkunft des Volksstammes, der Träger der Kura-Arax-Kultur war, ein besonderes Interesse.

Ungeachtet dessen, daß der Erforschung dieser Kultur eine umfassende Literatur gewidmet worden ist, bleibt die Frage ihrer Abstammung immer noch ungelöst. Zwar wurde vor kurzem im Zweistromland von Kura und Arax eine frühe Ackerbaukultur erschlossen, die der Kura-Arax-Kultur zeitlich vorauseilte, doch hat das nicht sehr wesentlich zur weiteren Klärung des Problems verhelfen können, obschon zwischen den beiden eine bestimmte Verwandtschaft besteht. Es gelingt noch nicht, die Urheimat der Kultur festzustellen, wo sich ihre Grundelemente ausgebildet haben. Man kann sich kaum der Meinung anschließen, daß diese Kultur in Berg- und Talgebieten Nord- und Südkaukasiens gleichzeitig entstanden ist, ebenso wie im Nordwesten Irans und in Ostanatolien, wie es von einigen Forschern angenommen wird. Aber nach den vorhandenen Angaben könnte man meinen, daß man die ersten Anfänge der Kura-Arax-Kultur gerade im Mutterlande ihrer Ausbreitung, im Zwischengebiet von beiden Strömen, suchen muß. Es wird angenommen, daß eines der Ausgangsgebiete, wo der historische Bildungsprozeß der Kultur sich entwickelte, Südgeorgien und die anliegenden Territorien sein müssen. Hier sind im Grunde genommen die frühen Kulturdenkmäler der Kura-Arax-Kultur der Didube-Kikete-Gruppe lokalisiert.

Seit Anfang des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung erfolgt im öffentlichen Leben der Volksstämme eine bedeutende Wandlung. Es beginnt die Etappe der frühbronzenen Kura-Arax-Kultur, ebenso der allmähliche Zerfall ihrer Einheit. In bestimmten Gebieten beginnen ihre örtlichen Abarten zu keimen. Diese Periode umfaßt fast das ganze dritte Jahrtausend, das eine der bedeutendsten Etappen in der Geschichte der uralten Volksstämme Kaukasiens bildet. In dieser Zeit müssen

sich die wichtigsten ethnischen Gruppen der Bevölkerung von Kaukasien endgültig gebildet haben.

Seit Anfang des dritten Jahrhunderts, in der Blütezeit der Kultur, eignen sich die Kulturträger der Kura-Arax-Kultur den größten Teil des Südkaukasus, die Niederungen und Bergregionen an. Die frühbronzezeitliche Etappe dieser Kultur ist verhältnismäßig gut erforscht. Es wurden schon einige Siedlungen ausgegraben, wo wir bestimmte Stufen der Entwicklung dieser Periode nachgewiesen haben.

Es wurden auch ihre eigenständigen, nur mit jeweiligen Orten verbundenen Varianten entdeckt. In dieser Beziehung ist besonders Ostgeorgien hervorzuheben, die Innenbezirke von der Provinz Kartli (Schida-Kartli), wo sich die Eigenart der Kura-Arax-Kultur besonders ausgeprägt hat. Hier ist der besondere Typ des Wohnhauses hervorzuheben – rechteckige Häuser mit abgerundeten Eckpartien und flachem Dach. Bezeichnend sind in Schida-Kartli auch die Formen der keramischen Erzeugnisse aus der frühbronzezeitlichen Periode. Die hier ausgeprägte Variante aus der Blütezeit der Kura-Arax-Kultur war auf einem ziemlich großen Landstrich verbreitet. Wie es scheint, ist diese Kulturart auch nach Westgeorgien gedrungen, vor allem über die Provinz Kartli.

In dieser Periode der Entwicklung der Kura-Arax-Kultur stellen wir eine später erfolgte intensive Besiedlung der fruchtbaren Gebiete des Araratlandes fest. Hier hat sich die eigenständige örtliche Gruppe dieser Kultur ausgebildet, für welche Hochqualitätskeramik, gut ausgestaltete Formen von Gefäßen und dazu noch feine Ornamentik charakteristisch sind. Diese Lokalgruppe breitet sich südwärts bis nach Ostanatolien aus. Die Verlagerung dieser Kultur in südlicher Richtung erfolgte wahrscheinlich schrittweise und begann langsam in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends. Im dritten Jahrtausend umfaßt die Kura-Arax-Kultur fast ganz Ostanatolien.

Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe erfolgt die Verlagerung der Kultur nach Osten, nach urmischen Gebieten und nach dem Nordwesten Irans. Dieser Vorgang muß, wie die Funde aus Geoi-Tepe beweisen, in der Epoche der Blütezeit dieser Kultur begonnen haben, also in den Anfängen des dritten Jahrtausends. Das Tongefäß aus Geoi-Tepe hat bestimmte Analogien zu dem keramischen Gut Georgiens und Aserbaidshans. Nach den Ausgrabungsunterlagen von Janek-Tepe zu urteilen, können wir voraussetzen, daß diese Kultur hier längere Zeit bestanden hat.

Die Elemente der Kura-Arax-Kultur sind auch in Syrien und Palästina nachgewiesen worden, wo sie unter dem Namen „Kirbet-Keraks-Kultur“ bekannt sind. Auf welchem Wege, wann und von welcher Seite diese Kultur in diese Gebiete eingedrungen ist, bleibt vorläufig unklar. Ostanatolien, vor allem aber das Elisasger Gebiet gilt als Ausgangspunkt, woher die Elemente dieser Kultur in die

östliche Küstenzone des Mittelmeeres gekommen sind. Die Keramik aus Kibet-Kerak hat viel Gemeinsames mit den Materialien aus Eliaşig, das seinerseits bestimmte Analogien mit der eigenartigen Keramik des Ararattales verrät.

In nordöstlicher Richtung Kaukasiens, nach Daghestan und Tschetschen-Inguschien drang die Kura-Arax-Kultur von Süden her, von den angrenzenden Gebieten Georgiens und Aserbaidshans vor. Die hier entdeckten keramischen Erzeugnisse weisen eine bestimmte Verwandtschaft eben mit den Ausgrabungsgegenständen aus Georgien und Aserbaidshan auf. Das Vordringen der Kura-Arax-Kultur in nordöstliche Richtung kann eigentlich nicht später als in der Mitte der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends erfolgt sein. Das war wahrscheinlich ein sehr langwieriger Vorgang.

In den letzten Jahren ist mehrmals auf die Verwandtschaft der Kura-Arax-Kultur mit Kulturen in Mitteleuropa hingewiesen worden. Dabei wurde immer betont, daß diese Kontakte, ausgewiesen an materiellen Gütern der früheren Etappe der Kura-Arax-Kultur, nicht nur durch Handelsbeziehungen erklärt werden können. Eher könnte man die Übersiedlung einer bestimmten Gruppe von Volksstämmen aus dem Kaukasus nach den Karpaten vermuten. Vorläufig wäre es ziemlich gewagt, darüber zu urteilen, wie weit dieser Gedanke gerechtfertigt ist, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß schon im dritten Jahrtausend gewisse Kontakte mit Mitteleuropa bestanden haben.

In der letzten Zeit erwachte ein reges Interesse an den Problemen der ethnischen Herkunft der Volksstämme – der Träger der Kura-Arax-Kultur. C. Woolley, der als erster den Gedanken über die Angehörigkeit der benannten Kultur zu den hethitisch-nesitischen Volksstämmen aussprach, setzte voraus, daß die Urheimat dieser Völker in Südkaukasien, also im Gebiet der Kura-Arax-Kultur lag. Die weitere Ausbreitung dieser Kultur nach Süden wird mit dem Vordringen dieser Volksgruppen erklärt.

Der Gedanke von dem indoeuropäischen Charakter der Kura-Arax-Kultur war des weiteren von anderen Forschern auf Grund sprachlicher Angaben aufgegriffen worden. G. Melikischwili teilt nicht die Meinung von der Zugehörigkeit dieser Kultur zu den hethitischen Stämmen, sondern äußert die Vermutung von einem möglichen Zusammenhang der Kultur mit den indoeuropäischen Volksstämmen. Seiner Meinung nach sind in den kartwelischen Sprachen die alten, auf die Epoche der gemeinkartwelischen sprachlichen Einheit bezogenen indoeuropäischen Lehnwörter vorhanden, die aus den Sprachen der unbekannten indoeuropäischen Stämme übernommen worden sind. Das läßt die Möglichkeit der indoeuropäischen Abstammung dieser Völker der Kura-Arax-Kultur zu, welche sich im weiteren Verlauf mit den kartwelischen Stämmen assimilierten. Die indoeuropäische Sprache hat dabei die Rolle eines Substrates gespielt, das einen starken Einfluß auf die Struktur und den lexikalischen Bestandteil der kartwelischen Sprachen ausgeübt hat. Es wird noch angenommen, daß die Kura-Arax-Kultur einer weit größeren Einheit angehörte, zu welcher auch kartwelische und indoeuropäische Volksstämme mitgerechnet werden. Infolge der längeren und engeren Kontakte dieser Stämme dringen die indoeuropäischen Elemente in die gemeinkartwelische Sprache

ein, welche die Grundlage der heutigen selbständigen Kartwelsprachen bildete.

Besondere Aufmerksamkeit verdient, daß T. Gamqrelidse und W. Iwanow eine Meinung über den ursprünglichen Wohnsitz der Volksstämme, die Träger der gemeindoeuropäischen Sprache waren, und über die Wege ihrer Migration geäußert haben. Sie neigen zu der Auffassung, sich vorwiegend auf sprachliche Angaben stützend, daß das Territorium der indoeuropäischen Urheimat zeitlich und räumlich mit dem Gebiet der Kura-Arax-Kultur zusammenfallen könnte. Dadurch kann man die historische Verteilung und die Wege der Völkerwanderung der wichtigsten uralten indoeuropäischen ethnischen Gruppen erklären, wie Hethiter, Arier und Griechen. Zur Lokalisierung des Gebietes der anfänglichen Ansiedlung der uralten indoeuropäischen Stämme erlangen die lexikalischen Angaben eine besondere Bedeutung. Sie bezeugen die Kontakte der gemeindoeuropäischen Sprache mit den Sprachen und Kulturtraditionen des nahöstlichen Gebietes, wie zum Beispiel die gemeindoeuropäischen Bezeichnungen für Tiere und Pflanzen, die sowohl im Süden als auch im Osten verbreitet waren; das betrifft auch den indoeuropäischen Charakter der anatolischen Hydronymik usw. Von der anfänglichen, mehr nördlichen Ausbreitung anatolischer Sprachen zeugt das Bestehen einzelner Wörter und Benennungen, die aus dem Hethitischen oder einer anderen anatolischen Sprache in die südkaukasischen Sprachen – die urartäische und die kartwelischen Sprachen – entlehnt sind.

Es ist aber kaum anzunehmen, daß Transkaukasien und anliegende Gebiete die Urheimat der Indoeuropäer waren und die im dritten Jahrtausend verbreitete Kultur diesen Stämmen angehörte. Dieses verhältnismäßig begrenzte Territorium könnte man schwerlich für die Urquelle eines so groß dimensionierten ethnischen Massivs halten, das sich über riesige Flächen vom Ural bis zu den Karpaten erstreckte und auch die Steppen der Küstengebiete des Schwarzen Meeres mit einschloß. Wir können uns auch der Auffassung nicht anschließen, daß die weiten Wege der Migration der mit Ackerbau beschäftigten Stämme der Kura-Arax-Kultur möglich gewesen wären und deswegen die „Indoeuropäisierung“ von ganz Europa und manchen Gebieten Asiens zustandekommen sollte. Ebenso unklar bleibt die Frage über den Zeitpunkt der Entstehung der indoeuropäischen Einheit. Die Meinungen der Wissenschaftler weichen in dieser Frage voneinander ab. Eine Reihe von Forschern hält an dem Gedanken fest, daß die vermutete Einheit der indoeuropäischen sprachlichen Familie auf eine weitaus frühere Epoche zurückgeht und ihr Zerfall viel früher als im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung angefangen hat. Zu dieser Zeit haben die indoeuropäischen Stämme schon weite Gebiete besetzt.

Bis zum heutigen Tage ist die Frage der Wanderungswege der indoeuropäischen Stämme nach Vorderasien noch nicht völlig geklärt. Zogen sie am Balkan vorbei, oder kamen sie über den Kaukasus? Nach den archäologischen Funden zu urteilen, können wir kaum zu der Annahme kommen, daß im Laufe des dritten Jahrtausends eine so weitgedehnte Volkswanderung von Norden nach Süden über den Kaukasus zustandegekommen ist. Seit der zweiten Hälfte dieses Jahrtausends läßt sich im

Kaukasus ein bestimmter Einfluß vom Norden verfolgen, aber diese Erscheinung ist mit der Einwanderung der indoeuropäischen Stämme in den Kaukasus nicht unmittelbar in Zusammenhang zu bringen.

Das Bestehen der indoeuropäischen Lexik in den kartwelischen Sprachen weist auf frühere Kontakte zwischen diesen Sprachen hin. Aber der Charakter dieser Kontakte ist nicht ganz klar: wo, wann und mit welchen indoeuropäischen Sprachen eigentlich diese Verbindungen zustande kamen. Wir kennen heute bestimmte typologische und strukturelle Verwandtschaften zwischen indoeuropäischen und kartwelischen Sprachen. Die Forscher, die die Möglichkeit des Vordringens von indoeuropäischen Stämmen nach dem Süden über den Kaukasus annehmen, sehen sprachliche Verbindungen zwischen kartwelischen und hethitisch-luwischen Stämmen. Andere Gelehrte dagegen lassen die Möglichkeit der Kontakte der kartwelischen Sprachen mit den „klassischen“ Typen der indoeuropäischen Sprachen (protogriechisch, protoiranisch) zu. Es wurde die Meinung vertreten, daß indoeuropäische Lehnwörter in den kartwelischen Sprachen anscheinend das Ergebnis irgendwelcher Verbindungen mit einer indoeuropäischen Sprache sein könnten. Die Gelehrten, die die Existenz der indoeuropäischen Urheimat hier im Kaukasus vermuten, meinen, daß diese Kontakte im Kaukasus vor sich gingen. Man sprach auch die Vermutung aus, daß die möglichen Berührungen zwischen den kartwelischen und indoeuropäischen Sprachen in Kleinasien erfolgt sein könnten. Aber die Möglichkeit, daß sich die Verbindungen hauptsächlich aus dem Vordringen von bestimmten Teilen der indoeuropäischen Stämme aus dem Norden ergeben haben, ist ebenso denkbar; diese letzteren könnten sich später mit den kartwelischen Stämmen vermischt haben. Man kann es nicht für möglich halten, daß die ursprünglichen Wohngebiete der Indoeuropäer in Transkaukasien gelegen haben und die indoeuropäischen ethnischen Elemente unter den Stämmen, die die Träger der Kura-Arax-Kultur waren, vorhanden gewesen sind. Die älteste Bevölkerung Kaukasiens bildeten hauptsächlich die Stämme, die die sprachliche und kulturelle Einheit des Kaukasus repräsentierten. Gerade sie spielten eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung zweier klar abgegrenzter Kultur-

herde Kaukasiens im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung; der Kura-Arax-Kultur und der Maikopischen Kultur.

Zur Zeit ist es noch schwer, über die ethnische Zugehörigkeit der Stämme zu urteilen, die die Kura-Arax-Kultur geschaffen haben. Wahrscheinlich haben die hurritisch-urartäischen und kartwelischen und vielleicht auch nachisch-daghestanischen Stämme eine nicht unwesentliche Rolle bei der Ausbildung dieser Kultur gespielt. Der ursprüngliche Ausgangspunkt der Hurriter liegt hauptsächlich auf dem Territorium Transkaukasiens. Die geographische Verbreitungsgrenze der Kura-Arax-Kultur im südlichen Gebiet fällt ziemlich genau mit dem Territorium zusammen, das später von diesen Stämmen bewohnt wurde. Seit dem Anfang des dritten Jahrtausends vor der Zeitrechnung besetzten die Hurriter allmählich weite Gebiete südlich von Transkaukasien, und es ist durchaus möglich, daß das Erscheinen von Elementen der Kura-Arax-Kultur in Syria-Palästina gerade mit der weiteren Wanderung dieser Stämme zusammenhängt. Vorläufig ist es ziemlich schwierig, darüber zu urteilen, wodurch diese starke Auswanderung von hurritischen Stämmen nach dem Süden bedingt war. Es ist durchaus möglich, daß es mit dem allgemeinen Steigen des Kulturniveaus in der Kura-Arax-Kultur-Zone in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends zusammenhing. In dieser Periode besitzen diese Stämme weite Landflächen im Kaukasus. Allmählich zerfällt diese einheitliche Kultur, und es bilden sich örtliche Besonderheiten der Kura-Arax-Kultur heraus. Im zentralen Teil Transkaukasiens verstärkt sich wahrscheinlich der Einfluß von kartwelischen Stämmen, die schrittweise noch weitere Landgebiete besetzen und nach dem Westen Georgiens vordringen. Vielleicht war das eine der Ursachen für die Übersiedlung der hurritisch-urartäischen Stämme in die noch südlicher gelegenen Gebiete.

Die kartwelischen Stämme besiedelten wahrscheinlich noch vor der Kura-Arax-Kultur den Zentralteil Transkaukasiens, wo sich, wie bereits erwähnt, hauptsächlich diese Kulturentwicklung vollzogen hat. Im dritten Jahrtausend besetzten diese Stämme wahrscheinlich Ostgeorgien und bestimmte Gebiete von Westgeorgien.

Damara Melikischwili

Das System der Konjugation des transitiven Verbs im modernen Georgisch

1. Das Konjugationssystem des transitiven Verbs vom historischen Standpunkt aus

Bekanntlich ist das Verb das komplizierteste Gebiet der georgischen Sprache. Beim Erlernen der georgischen Sprache ist die Bildung der verbalen Formen die größte Schwierigkeit für den Ausländer.



Diese Kompliziertheit besteht nicht nur in dem Ausdruckssystem der Person und des Numerus im georgischen Verb, das von zahlreichen Besonderheiten der Syntax begleitet wird, sondern auch in der Bildung solcher verbalen Kategorien wie genera verbi, Version, Kausativ u. a.

In diesem Beitrag gilt unsere Aufmerksamkeit nur dem System der Konjugation des georgischen Verbs. Hier beschränken wir uns wiederum nur auf die transitiven Verben, denen ein direktes Objekt folgt, d. h. auf die Verben des Aktivs. Entsprechend der georgischen wissenschaftlichen Untersuchungen sind alle georgischen Verben des Aktivs transitiv. Diese Feststellung gilt aber nur mit Einschränkung, denn manche transitiven Verben der georgischen Sprache können keine Genera bilden.

Das System der Konjugation des georgischen Verbs scheint in der gegenwärtigen Etappe der Entwicklung der Sprache zunächst eine historisch fixierte stabile Größe zu sein (dazu tragen die Normen der Literatursprache bei). Aber da die Sprache eine historische Kategorie ist und sich fortwährend entwickelt, erfährt auch sie Veränderungen. Diese Veränderungen sind am augenfälligsten im Bereich der Lexik und am wenigsten im grammatischen System ablesbar. Wir sind aber Zeuge, daß sich dieses stabile System auch heutzutage verändert.

Bei Durchsicht des georgischen Konjugationssystems stellen wir fest, daß die Bildung der Grundformen des Verbs, der Themen des Präsens und des Aorists, zwei Formeln, zwei Systemen, untergeordnet ist: 1) dem affixalischen System (nämlich dem suffixalischen); das Präsens und das daraufgegründete Thema der Formen bilden die thematischen Suffixe: -i, -av, -am, -eb, -ob; 2) dem funktionalen Wechsel des Stammsilbenvokals – Ablaut (im Präsensstamm e, in dem des Aorists -i, oder aber im Präsensstamm Ø, in dem des Aorists aber a oder e. Von den beiden Systemen dominiert das erste, und nach ihm wird die Mehrheit der Verben konjugiert. Das zweite, wie man weiß, historisch erweiterte System treffen wir heute selten an. Es koexistiert manchmal mit der affixalischen Bildung (šl-i – šal; kl-av – kal; ʔ-ob – ʔer), die vermutlich nur den Charakter einer Nebenerscheinung hat. Im modernen Georgisch ist die Tendenz des Verschwindens der Überreste des früher weit verbreiteten Ablaut-Systems und des Überganges auf das einheitlich-affixalische System des Themenunterschiedes spürbar. Der allmähliche Rückgang des Ablauts und das verstärkte Aufkommen der Affixation scheint schon in der frühesten Entwicklung der georgischen Sprache feststellbar zu sein und setzt sich bis heute fort. Dieser Prozeß hat beinahe das ganze System der Konjugation des Verbs erfaßt, in dem wir nur noch ausnahmsweise Überreste des alten Systems antreffen.

Dieser Prozeß ist im Altgeorgischen gut erkennbar, da dort solche Erscheinungsformen anzutreffen sind wie der intransitive Aorist des Passivs und das transitive Präsens des Aktivs, die mit Ablaut gebildet werden (CVC-C: der-k: ʔer-b)/1/

Aber in dem synchronischen System des Altgeorgischen ist gewöhnlich nur ein Glied solcher Korrelation enthalten. Zum Beispiel gibt es das „zeichenlose Passiv“, aber es gibt kein vokalwechselndes transitives Verb desselben Stammes: wir kennen v-ʔpebi – gan-v-ʔep, aber es ist nicht belegt v-ʔep – v-ʔi-pe/2/... Wodurch haben sich die Aktiv-Passiv-Formen, die mit Ablaut gebildet wurden, verändert? Durch das neue affixalische Bildungsgesetz. Durch dieses Gesetz sind die hypothetisch erwarteten transitiven vokalwechselnden Formen durch eine affixalische kausative Bildung ersetzt worden (v-a-ʔp-ob).

Der ʔep-Typ ist im alten Georgisch der Überrest des uralten Systems; das vokalwechselnde Aktiv hat in vielen Fällen keinen ihm entsprechenden passivischen Aorist des ʔep-Typs.

Sie sind durch eine zweite Bildung ersetzt worden: durch das entsprechende konversive präfixalische Passiv. Zum Beispiel ist belegt: v-pen – v-pin-e, aber nicht v-pn-eb-i – v-pen; v-ʔp-eb-i – v-ʔep./3/ Ihre Stelle hat das transformierte Passiv, das sich aus der Form des Aorists subjektiver Version gebildet hat, eingenommen: subjektive Version: v-i-pin-e, – Passiv: v-i-pin-e. Daraus wurden die Präsensformen des dynamischen Passivs, wie z. B.: bei v-i-pin-eb-i, mit dem thematischen Zeichen gebildet. Dieser Prozeß geht bis heute weiter. Die für das Altgeorgische normalen Formen gan-v-ʔep gan-vx-em, sind heute auf die suffixale Bildung des Aorists übergegangen: gan-v-ʔp-i – ga-v-tb-i sowie ga-v-ʔri, da-v-dn-i, ga-vxm-i.

Also ist das ehemals wirkende System des Ablauts durch ein neues suffixales System ersetzt worden, und vom Altgeorgischen bis in unsere Zeit ist noch eine Spur des ehemaligen Ablautgesetzes in der georgischen Sprache verlorengegangen, obwohl in Verben dieser Art gemeinsam mit der neuen suffixalen Bildung manchmal noch die alte Regel des Ablauts gilt, wie z. B. im sog. zeichenlosen Passiv (da-v-tver-(i)) so auch im präfixalen (da-v-i-ʔer-(i)).

Das Ergebnis des seit langem wirkenden Prozesses ist, daß in der intransitiven ʔep-Form die morphologische Funktion des e verdunkelt worden und aus dem ablautenden Paar ein entgegengesetztes Glied verschwunden ist. Die alte Regel der Gegenläufigkeit hat sich geändert. Zunächst geht die ursprüngliche Funktion des Restes vom alten verbliebenen System verloren und später das Zeichen des alten verbliebenen Systems e im anderen Glied durch den Einfluß des -i-Suffixes, das der Stamm des zeichenlosen Aorists bekommt (gan-v-ʔep – ganvʔepi – ganvʔpi).

Auf diese Weise setzt sich die Affixbildung im System der Bildung von Zeit-Modus durch. Neben dem Aorist machen auch die Präsensformen im modernen Georgisch diese Tendenz deutlich.

Die vokalwechselnden Verben, deren Präsens-Aorist-Opposition, wie wir erwähnt haben, auf das ablautende Vokalverhältnis gegründet war, ordnen sich heute dem allgemeinen Trend unter. Im Präsens bekommen sie das thematische Suffix -av (nach dem thematischen Suffix -eb das produktivste) und gleichen so den „regulären“ Formen, bei denen den Stamm des Präsens das thematische Suffix bildet. Und durch dieses sich zunehmend ausbreitende Suffix -av erhält man nach einer der Grundregeln des Ablauts aus der vollstufigen zwar keine nullstufige Form, aber ein Gebilde, das man als reduzierte oder i-stufige Form bezeichnet/4/: v-dr-eʔ v-dr-iʔ-av, v-ʔqv-et v-ʔqv-it-av u. a.

Die Tendenz zur suffixalen Bildung weisen auch die sog. einthemigen Verben auf, die ein und dasselbe Thema sowohl im Präsens als auch im Aorist haben: ʔeʔ – ʔeʔ-av, ʔvet – ʔvet-av, ʔex – ʔex-av.

Obwohl nach den heute geltenden literatursprachlichen Normen von diesen Parallelförmigen historischen, suffixlose Ausgangsformen als einzig richtige anerkannt werden, sprechen aber die Tendenzen in der sprachlichen Entwicklung für die Formen der zweiten Reihe.

Also, im System der Konjugation des Verbs im modernen Georgisch koexistieren sowohl die Affixation als auch der Ablaut. Die Affixation beherrscht den Ablaut und wirkt auf ihn.

2. Die Klassen der Konjugation der transitiven Verben nach dem Themawechsel in Zeit-Modus-Gruppen eingeteilt

In der unten vorgestellten Tabelle ist das System der Konjugation des georgischen transitiven Verbs dargestellt. Nach dem Prinzip der Gegenüberstellung von Präsens – Aorist haben wir es mit 9 Grundklassen zu tun, die wiederum in 24 Unterklassen (einschließlich der Ausnahmen) unter folgenden Aspekten eingeteilt sind:

1. Auf welcher Regel basiert die Gegenüberstellung – Präsens – Aorist: Ablaut oder Affixation?

2. Ist das Zeichen des Aorists das e-Suffix, $\emptyset$ oder i-Suffix?

3. Was für eine Endung hat die dritte Person Singular im Aorist bei den Verben mit Themazeichen -eb: Suffix -a oder Suffix -e d. h., bekommt das Verb in der III. Serie das thematische Suffix des Präsens oder nicht?

I. Klasse

Einthemige Verben

Dieser Klasse gehören die einthemigen Verben an, die sowohl im Präsens als auch im Aorist dasselbe Thema haben. Es handelt sich um 44 Verben. Diese Verben neigen zur Aufnahme des -av-Suffixes.

1) Die meisten von ihnen werden heute nur mit av-Suffix gebraucht und sind in die Klasse der zweithemigen Verben übergegangen; solche sind: *bertqavs*, *rekvav*, *tibav*, *ketav*, *kenkvav*, *kecav*, *lesav*, *leçav*, *pençav*, *zežav*, *reçav*, *kekav*, *(ça)lekav*, *çeçav*, *çedav*, *xexav*, *xocav*, *kvebav*, *çvetav*.

2) Parallele Formen weisen folgende Verben auf: *kvetav* – *kvetav*; *kvecav* – *kvecav*; *texav* – *texav*; *çexav* – *çexav*; *çekav* – *çekav*; *xetav* – *xetav*; *ixveçav* – *ixveçav*; *çeçav* – *çeçav*; *içeçav* – *içeçav*; *iyeçav* – *iyeçav*; *çepav* – *çepav*; *xveçav* – *xveçav*; *çerav* – *çerav*.

Nach der allgemeinen Regel werden sich die Formen der zweiten Reihe durchsetzen. Obwohl von den parallelen Formen, nach den Normen der gegenwärtig gültigen Literatursprache, nur die Formen der ersten Reihe zugelassen sind (*kvetav*, *texav*). Aber es ist zu beachten, daß eine einzige -av-Suffixform des Verbs *çerav* aus klanglichen Erwägungen nicht mehr der geltenden Norm entspricht und deshalb auf sie verzichtet wird. Das hängt mit der zahlreichen Verwendung dieses Verbs in literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten zusammen (in denen auf die Norm besonders geachtet wird).

3. Nur zwei Verben dieser Klasse haben -i-Suffix: *ikvex-i-s*, *(i)myer-i-s*.

4. Eine verhältnismäßig kleine Gruppe (meistens mit den alten Suffixen -an und -ov gebildet) trägt überhaupt kein thematisches Suffix, bei ihr ist auch keine Entwicklung festzustellen, die darauf hindeutet, daß sie jemals in die zweithemige Klasse übergeht. Dazu gehören: *ban*, *pxan*, *(i)tan*, *(i)qvan*, *txov*, *ksov*, *çov*, *çam*, *ikm*, *(i-k-am)*, *racx*, *(i)amar*.

Die Verben dieser Klasse haben als Zeichen des Aorists -e, im Konjunktiv aber entsprechend -o.

II. Klasse

Vokalwechselnde Verben

Die Anzahl der vokalwechselnden Verben beträgt 240. In der Endstellung des Stammes treten alle Laute, außer *g*, *ž*, *γ*, *q*, *h* auf.

Für diese Verben ist im Präsens-Aorist ablautender Vokalwechsel charakteristisch. Sie haben im Präsensstamm *e*, aber im Aorist *i*-Vokalisierung (*çqveç* – *çqvite*). Für den Aorist ist das -e-Suffix charakteristisch, für den 2. Konjunktiv aber entsprechend -o. Nach der Regel bildet sich das 1. Resultativ in der dritten Serie durch *e*-Vokalisierung (*moucqveta*) und das II. Resultativ und der III. Konjunktiv durch den Stamm des statischen Passivs in der 2. Serie (*moecqvita*, *moecqvitos*). Wir unterscheiden 3 Untergruppen:

1. auf -ev-Suffix endende;

2. auf -en-Suffix endende.

3. Alle anderen (außer denen auf *g*, *ž*, *γ*, *q*, *h*), die auf Konsonanten enden; -et-, -ek-, -ed-, -eb gelten als uralte Suffixe. Auf Grund der Gegenläufigkeit der anderen Formen (*N. Marr*, *A. Schanidse*, *W. Topuria*, *H. Vogt*, *G. Matschawariani*) ist es möglich, die suffixale Entstehung der anderen auch zu klären.

Die meisten auf -ev und -en endenden Verben haben das kausative Präfix *a-* (*v-a-dgen*; *v-a-çvren*; *v-a-çven*, *v-a-kmev*, *v-a-mçvrev*, *v-a-rxev* u. a.). Daraus kann man auf die kausative Herkunft dieser Suffixe schließen.

Es ist bemerkenswert, daß in den Formen der 2. Serie von *iv* das *v* verloren geht. Das geschieht unter dem Einfluß des -o-Suffixes des 2. Konjunktivs und dehnt sich analog auch auf den Aorist aus (*vamçvrev* – *davamçvrie* – *davamçvrie* – *davamçvri* – *davamçvri*).

Nach der allgemeinen Regel haben die vokalwechselnden Verben der 3. Untergruppe die Tendenz, das thematische Suffix -av einzuschließen. Auf diese Weise gleichen sie den regulären Formen, in denen der Präsensstamm das thematische Suffix bildet. Außerdem bewirkt die Einschließung des -av-Suffixes den Übergang des Stammvokals von *e* zu *i*: *vdrek* – *vdrikav*, *vçqviet* – *vçqvita*, *vçqviet* – *vçqvita* (dementsprechend wäre im I. Resultativ: *damigliçav*).

Nach den Normen der Literatursprache sind die richtigen Formen suffixlos.

III. Klasse

Mit -i Themazeichen

Von den Verben, die im Präsens ein thematisches -i-Suffix haben, sind die meisten der Stammvokale stabil. Ein Teil davon verfügt nur über einen reduzierten Stamm. In der 2. Serie aber ist der Stamm durch *a* oder *e* völlig vokalisiert.

Die Anzahl der Verben dieser Klasse beträgt 220. Man unterscheidet 3 Untergruppen:

1. Der erste Grundtypus endet gewöhnlich auf die Konsonanten *r*, *l*, selten auf die Konsonanten *v* (1) *d* (4) *ç* (1). Im Präsens ist der Stamm durch $\emptyset$ -Vokalisierung reduziert worden, für den Aorist aber ist *a*-Vokalisierung charakteristisch. Das Suffix des Aorists ist -e, das des Konjunktivs -o (*vtli* – *vtale* – *vtalo*; *vzrdi* – *vzarde* – *vzardo*). Es muß darauf hingewiesen werden, daß durch die Endungen -e, -o und -a, die *S₃* nicht reduziert wird. Die Anzahl beträgt 26.

2. In der Endposition haben sie *n* oder *r*. Der im Präsens reduzierte Stamm tritt im Aorist mit *e*-Vokalisierung (aber nur in *S₁* und *S₂*) auf – im Aorist mit *ø*-Suffix; oder aber es wird an den Stamm das funktionslose *-i* gefügt (entstanden infolge der Konsonantentrennung im Plural und analog auch in Formen des Singulars verbreitet). Im Aorist ist das Suffix *-a* das Zeichen der dritten Person Singular, das im Unterschied zu den vorhergenannten Untergruppen den Stammvokal *e* abwirft, im 2. Konjunktiv entsprechend *-a*-Suffix, das den Stammvokal *a* abgeworfen hat (*vcra*, (*ga*)*vcra*, (*ga*)*vcra*, *vpšvni* – (*da*)*vpšvni*, (*da*)*vpšvna*). Die Anzahl beträgt 15.

3. Wie bereits erwähnt, ist der Stammvokal der meisten Verben dieser Klasse im Präsens stabil. Sie haben vor dem thematischen Zeichen *-n*, das A. Schanidse als Infix bezeichnet, /5/ (*vtoxni*, *vgzavni*, *vtxupni*...). Die Anzahl beträgt 165. Nur einige enden auf *r*, *l* *s*, (*včveli* – *včvele*, *vamadli* – *vamadle*, *vmargli* – *vmargle*, *vasčavli* – *vasčavle*, *včqevli* – *včqevle*; *avacindli* – *avacindle*; *vmčqsi* – *davmčqse*, *vaqacri* – *vaqacre*), aber einige von ihnen sind ihrer Herkunft nach *av*-, einige *-eb*-Abkömmlinge.

Zwei Verben *višovni/višovi* und *višovni/višovi* werden als Futur verwendet. Ihr Präsens haben sie aus der Form des objektiven Partizips mit *-ob*-Themazeichen gebildet: *všovlob*, *všovlob*. Ihnen ist *vitxov* – *vtxoulob* ähnlich. Die drei Verben haben das *-ov*-Suffix gemeinsam. Das *-i*-Suffix der beiden erstgenannten ist später angefügt worden. Bei den zuletzt genannten Verben ist es aber nicht ausgebildet. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß die Form der subjektiven Version dieser Verben futurisch verstanden wird, wie es bei den sog. Medioaktivformen der Fall ist (*vtiri* – *v-i-tir-eb*).

Mit ihnen verwandt ist auch das Verb *v-i-qid-i* („ich werde kaufen“), das auch futurischen Charakter hat, und das inhaltlich entgegengesetzte *v-čidi* („ich verkaufe“). Das Verb bildet die Präsensform ebenso wie die oben erwähnten Verben, Präsens: *v-čid-ul-ob*, Aorist: *v-i-čid-e*.

Die Ausnahme bildet hier *vmki* – (*mo*)*vmke*, das im II. Konjunktiv an Stelle des erwarteten *-e*-Suffixes *-a* hat (*movmk-a* – *momk-a* – *momk-a-s*), obwohl wir selten auch den *-o*-suffixalen Konjunktiv (*movmk-o*) antreffen.

IV. Klasse

Mit *-av* Themazeichen

Nach der Produktivität nimmt das *-av*-Themazeichen den zweiten Platz nach *-eb* ein. Dieses Suffix haben bis zu 960 Verben. Wie bereits erläutert, nehmen auch *a*-thematische und vokalwechselnde Verben des Präsens das *-av*-Suffix im modernen Georgisch auf, was auf die Produktivität des *-av*-Suffixes hinweist.

Nach der Bildung des Aorists teilen wir die Verben dieser Klasse in zwei Grundtypen ein.

1. Der verbale Stamm der regelgerecht konjugierten Verben ändert sich nicht. Die Endung des Aorists ist *-e*, dementsprechend haben wir im Konjunktiv II *-o*-Suffix, im Aorist *S₃* *-a*, (*vxate* – *xata* – *vxato*). Zwei Verben bilden davon eine Ausnahme: *včv-av* (< *včv-av*) und *vpkv-av*, da sie heutzutage *-i* Suffix im Aorist haben: *da-včv-i*, *da-vpkv-i*.

2. Die meisten Verben mit *av*-thematischem Suffix im Präsens, die auf *r*, *l*, *n*, Sonanten enden, weisen einen reduzierten Stamm auf. Das *a* ist abgestoßen worden. Das beobachten wir bei den Formen des Aorists *S₁* und

S₂. (in der dritten Person Singular aber reduziert die Endung *a* wieder den Stamm) *vkav* – *ševkar* / *i* – *šakra*. Hinzuweisen ist außerdem darauf, daß der Aorist dieser Verben athematisch und mit *ø* Endung gebildet wird. In der durch Konsonantentrennung entstandenen Pluralform erhalten sie parallel dazu auch funktionsloses *-i* (*movkal* – *movkal-i-t*; *ševkart* – *ševkar-i-t*). Wie zu erwarten, haben sie im 2. Konjunktiv das Suffix *-a*, wodurch der Stamm auch reduziert wird: *movkl-a*, *ševkr-a*, *movxn-a*.

Zwei Verben heben sich aus dieser Gruppe heraus. Sie haben keine Sonantenendung, bilden aber dennoch das Präsens mit reduziertem Stamm: *v-txav*, *v-xšav*. Im Altgeorgischen waren sie im Aorist noch voll vokalisiert und hatten dementsprechend *ø* Aorist: *švtxaz*, *davxaš*, im modernen Georgisch aber haben sie *-e* als Personalendung bekommen und folglich den Vokal verloren: *švtxz-e*, *davxš-e*.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch das Verb *vic(v)-av*, das seinen Aorist mit *e* bildet: *da-v-i-cev*; heute ist aber hauptsächlich die Form *da-v-i-cav-i* gebräuchlich, die aber immer das funktionslose *i* bei sich hat, weil die zeichenlose Form *da-v-i-cav* mit der Zukunft übereinstimmt. Als Ausnahmen sind noch einige Verben zu erwähnen, die in der dritten Person Singular des Aorists sowohl das *-a* als auch das *-e* Suffix tragen können: *morčq-a*/*morčq-o*; *darg-a*/*darg-o*; *da(a)rt-(a)*/*da(a)rt-o*. Die beiden letzteren Verben werden meistens mit *-o*-Personalendung gebraucht. Von den stammreduzierten Verben trägt *ča-v-pal* ebenfalls das *-a* oder *-o* Suffix in der dritten Person Singular: *čapl-a*/*čapl-o*.

Heute finden wir zwischen diesen Verben Wörter wie *vntk-av* und *vsunk-av* *sult-tkuma*), die früher zu der Gruppe der Verben mit *-am* Themazeichen gehörten.

V. Klasse

Die Verben mit *-eb* Themazeichen

Das themabildende *-eb*-Suffix treffen wir bei vielen Verben an. Die Anzahl beträgt 2 060. Gemeinsam mit dem *-a* Präfix bildet es vom Nomen transitive Verben; die meisten der mit *-eb* gebildeten transitiven Verben leiten sich von Nomina her. Man kann aus jedem beliebigen Nomen mit Hilfe des *a*-*eb*-Konfixes ein transitives Verb bilden. Es ist interessant, daß den mit *a*-*eb*-Konfix gebildeten Verben (primären und von Nomina abgeleiteten) systematisch suffixal mit *-d*-Suffix (historisch mit *n*) gebildete Passiva entsprechen (*v-a-sukeb* – *vsuk-d-eb-i*; *v-a-bar-eb*, *vbarde-bi*; *vacileb* – *vcildebi*), den nur *-eb*-suffixalen aber präfixales Passiv: *vbadeb* – *vibadebi*, *vdeb* – *vedebi*, *vkideb* – *vekidebi*. Wie wir wissen, bildet das *-d*-(*zn*)-Suffix hauptsächlich die aus Nomina abgeleiteten Verben. Von daher ist einleuchtend, daß die mit *-d* als Passivmerkmal sich bildenden Verben nicht von den Verben des Aktivs als Folge der Konversion entstanden sind – dieses Suffix folgt vielmehr dem Typus des sog. „zeichenlosen“ Passivs –, sondern sie gehören ihrer Herkunft nach zu den generalosen dynamischen Verben, die unabhängig von den Verben entstanden, die von Nomina gebildet worden sind. In dieser Hinsicht handelt es sich im Vergleich mit den präfixalen Passivbildungen (mit *i* und *e*) um primäre Verben, die in der Regel aus den Verben des Aktivs (aus ihrer subjektiven und objektiven Version) durch Konversion entstandene sekundäre Formen sind.

Die Verben dieser Klasse folgen hauptsächlich dem „regulären“ Paradigma. Aber man muß doch 2 Gruppen herausheben, die sich durch die Personalendung S₃ des Aorists und das Thema der 3. Serie unterscheiden.

In der ersten Untergruppe erfassen wir die Mehrheit der -eb-Verben, die alle einer Regel folgen: Personalendung des Aorists ist -e, des Konjunktivs II dementsprechend -o, die Endung des Aorists der 3. Person Singular ist -a. Im ersten Resultativ entwickelt sich bei diesen Verben in der Regel das -eb-Themazeichen/6/: vaketeb – gavaket-e – gamiketebia. Im Unterschied zu den Verben anderer Klassen erscheint dieses Zeichen analog auch im 1. und 2. Resultativ und 3. Konjunktiv, unabhängig davon, daß sich ihr Thema auf das Thema der 2. Serie des präfixalen Passivs gründet

2. Resultativ	3. Konjunktiv
alt: a-v-e-šen-e/o	a-m-e-šen-a/o-s
trans. a-v-e-šen-eb-i-e/o	a-m-e-šen-eb-i-a/-o-s
neu: a-v-e-šen-eb-i-n-e/o	a-m-e-šen-eb-i-n-a/-o-s

Im Neugeorgischen ist /7/ -n in den Stamm eingeschlossen. Die Formen ohne n werden auch heute noch in den Westdialekten gebraucht.

Im Unterschied zu den Verben anderer Klassen, deren Stamm des 1. Resultativs sich von dem des 2. Resultativs und 3. Konjunktivs durch das Themazeichen unterscheidet, ist bei diesen Verben das Präsensthemazeichen sowohl im 1. Resultativ als auch analog im 2. Resultativ und im 3. Konjunktiv verbreitet. Das ist eines der Beispiele, welches zeigt, daß die beiden Systeme gleichberechtigt sind.

Zur selben Untergruppe gehören auch die Formen des Kausativs (des mittelbaren Kontaktes): ašenebinebs, aketebinebs u. a. In der 3. Serie ergeben sich dann folgende Formen:

S ₃ O ₁	S ₁ O ₃
1. Res. avušenebinebivar	amišenebinebia
2. Res. avešenebinebine	amešenebinebina
3. Konjn. avešenebinebino	amešenebinebinos

2. Zur zweiten Subklasse gehören diejenigen Verben auf -eb, die eine silbenlose Wurzel haben. Im Unterschied zu anderen auf -eb ausgehenden Verben stoßen wir in der 3. Person des Aorists auf -o als Themazeichen, das – wie man annimmt – von dem Komplex va herührt: vak-ev, ak-ev, ak-ev-a – ak-va, ak-o. In den Ost-dialekten treffen wir heute noch in der 1. und 2. Person Singular die e-Formen an: vak-evi, caviyevi. Sie haben zu der 3. Serie kein -eb-Themazeichen. Ihre Zahl beträgt nur 17: agebs-ag-e – ugia, debs – dado – (da)ud-(v)-ia, agdebs – agdo – (da)ugdia, akebs – ak-o – ukia, agz(n)ebbs – agz(n)-o – ugz(n)-ia, antebs – ant-o – untia, ayebs – ay-o – uyia; (še)axebs – (še) ax-o – (še)uxia, acxebs – acxo – (mo)ucxia; azyebs – (lla)zy-ob-s) – (ga)a3yo – (ga)u3yia; ačebbs – (ča)ač-o – (ča)učia, avnebs – avn-o – uvnia; avsebs – (ga)avs-o – (ga)uvsia; avlebs – (da)av-l-o – (da)uvlia, argebs – (mo)erg-o – (mo)urgia; ičqebbs – (da)ičq-o – da-učqia. Das Zeichen des Aorists ist -e.

Wir müssen 2 Verben dieser Gruppe gesondert betrachten: aklebs und asčrebs. Im Aorist der 1. und 2. Person Singular stellen wir a- und e-Vokalisierung fest, deswegen haben wir als Themazeichen des Aorists ø und -i: (da)v-a-šel/i; (mo)v-a-sčar/i. Aber in der Umgangssprache erscheinen auch bei ihnen „reguläre“ Formen im Aorist: da-v-a-kl-e, mo-v-a-sčr-e. Bei diesen Verben bestä-

tigt sich ebenfalls das erwartete Zeichen a in der dritten Person Singular.

Auffallend ist, daß wir anstelle des regelgerechten -a im 2. Konjunktiv auf das -o-Zeichen stoßen (auf e im Aorist): davał-o, movasčr-o. Eine Ausnahme bildet auch das Verb vušv-eb, das im Aorist -i Zeichen hat: (ga)v-u-šv-i, ga-u-šv-a, entsprechend im Konjunktiv -a: a-v-u-šv-a.

VI. Klasse

Mit -ob Themazeichen

Einige dieser Verben sind aus dem s. g. „zeichenlosen“ Passiv mit Hilfe des kausativen a-ob Konfixes gebildet worden (vtbebi – vatbob, vxmebi – vaxmob, všrebi – vašrob u. a.). Die meisten aber haben präfixales Passiv: ačrtobs – ičrtoba; amkobs – imkoba; ačrdnobs – ečrdnoba. Zu dieser Gruppe gehören etwa 80 Verben. Zwei Subklassen haben wir davon:

1. Die erste Subklasse enthält Verben, die als Themazeichen regelmäßiges -e haben, in der 3. Person Singular gewöhnlich -o.

Im Unterschied zu anderen Verben durchbrechen sie den Systemzwang im 1. Resultativ: Sie haben kein -ob-Themazeichen: vapob – (da) vape – (da)apo – (da)upia, vgmob – davgme – dagmo – daugmia u. a. Für das erwartete -e im 2. Konjunktiv erscheint -o.

2. Die zweite Subklasse umfaßt 6 stammreduzierte Verben. Am Ende der Wurzel haben wir entweder n- oder r-Sonanten. Im Präsens ist der Stamm reduziert, im Aorist haben wir volle Vokalisierung, 3 Verben weisen a, 3-e-Vokalisierung auf, dementsprechend kann das Zeichen nicht e sein, sondern -ø/-i. -a/-e in der 3. Person Singular und -a/-e Suffixe des II. Konjunktivs reduzieren den Stamm:

- a) vutxrob – vutxar/i – utxr-a-utxras/8/
- viṗqrob – viṗqar/i – iṗqra/o – (da)iṗqr-a-s/o-s
- vicnob – vican/i – icn(a)/o – icn-(a-s)/o-s
- b) vačrdnob – vačrden/i – ačrdn-o – ačrdn-o-s
- vamqñ-ob – vamqñ/i – amqñ-a/o – amqñ-o-s
- vigr3 nob – vigr3en/i – igr3n-(a)/o – igr3n-o-s

Bei den -a/-o-suffixalen Parallelförmern dominiert heute das Suffix -o. Das Verb v-šob – (< v-šv-ob) fällt durch Besonderheiten in der Konjugation auf. Es hatte früher volle e-Vokalisierung im Aorist (v-šev), heute aber hat es ein -i Suffix bekommen und das e abgeworfen: v-šv-i.

VII. Klasse

Mit -am Themazeichen

Die Anzahl dieser Verben ist gering, im ganzen 15. Alle haben im Aorist -i-Endung, folglich im Konjunktiv -a-Suffix. Sie fallen durch ihre Passivbildung auf. Manche haben überhaupt kein entsprechendes Passiv (z. B.: vartqam, varkwam, vartwam, vusvam), andere bilden das Passiv nach der Ablautgruppe (vdgam – davdgi – davdeg), wieder andere konstituieren das Passiv mit i/-e-Präfixen, aber im Unterschied zu dem regelrechten -e-Zeichen des Aorists vom präfixalen Passiv (vixatebi – davixat-e) haben sie im Aorist das -i Suffix (vabam – daveb-i, vntkam – šavntk-i, vartxam – gavert-x-i, vusvam – cavesv-i, vaxxam – davesx-i, vsvam – („trinken“

– die 1. und 2. Person Singular – sevisvi, seisvi – ist nicht gebräuchlich) S₃ – seisva.

Ein Verb übernimmt das Passiv einer anderen Wurzel vsvam („ich setze ihn hin“) – davsvi – davšed (das ihm entsprechende Aktiv folgt der kausativen Regel: da-v-a-3 (d)-in-e, beschreibend bildet dagegen das Verb avvik-vam den Aorist des Passivs: aykmul viken(i)).

Auffallend ist, daß das Verb çavusvi in Dialekten den e-Vokal wieder aufnimmt. Die Form çavntk-i hat aber auch die parallele -e-suffixale Form çavntk-e. Im I. Resultativ finden wir in der Regel das Themazeichen -am, aber wie schon erwähnt, beobachten wir die zunehmende Tendenz, diese Zeitform ohne -am-Suffix zu gebrauchen: vabam – damibams – damibia; vartqam – damirtqams – damirtqia.

VIII. und IX. Klasse

Mit -em- und -op-Themazeichen

Diese beiden Klassen bestehen je nur aus einem Verb.

VIII. -em – mi-v-ec-i – mi-v-ec-i – mi-s-c-a; der Aorist ist athematisch. Zugleich ist es das einzige Verb des Aktivs, das in der I. und II. Person Singular -e-Präfix hat (das seine Herkunft der objektiven Version verdankt, während in der III. Person Singular das e-Suffix verloren geht; dadurch verliert sich auch das a-Präfix im Verb va-rku a-rku – hrkua.

-em ist im Verb scema (in der Bedeutung „schlagen“) in den Stamm eingeschlossen worden (Aorist – vceme – scema) und dadurch einthemig geworden, wie A. Schanidse angibt/9/. Im Altgeorgischen aber gibt es dieses Verb in gleicher Bedeutung, aber zweithemig: „argani sca“ („schlug den Stab“).

IX. Das thematische Zeichen -op hat heutzutage nur ein einziges Verb: qopa, dessen Stamm im Präsens reduziert ist. Der Stamm enthält auch das Suffix -av: q-av-op – q-v-op – q-op. Im Aorist ist es aber voll ausgebildet: vqav/i – qav/i – q-o (< qv-a < qav-a).

Im I. Resultativ erscheint nur der einfache Stamm: miq-via (im Altgeorgischen treffen wir auch -op: g-i-q-op-i-es).

Suffixe der 3. Person

Sing.	Präsens, Futur, alle Konjunktive	-S
	Imperfekt, Permansiv, des Futurs, I. Resultativ, 2. Resultativ	-a
	Aorist	-a, -o
Plur./IO/	Präsens, Futur	-en/-an (bei Thema- zeichen i)
	Imperfekt, Permansiv, I. Konjunktiv, Futur-Konjunktiv	-nen
	Aorist	-es
	II. Konjunktiv	-n

Bemerkungen zur Tabelle

1. In der Tabelle ist der Stamm (die Wurzel) des Verbs durch einen Gedankenstrich bezeichnet, der

sich ändernde Stammsilbenvokal in eckige Klammer gesetzt.

Der volle Stamm oder der Endkonsonant ist nur im erforderlichen Fall gegeben worden. Bekanntlich nimmt der Konsonant in georgischen verbalen Stämmen immer Anfangs- und Endposition ein. Die Mehrheit der Verben wird silbisch gebildet, wenn auch unsilbische auftreten. Über strukturelle Modelle der georgischen Verben siehe P. Ertelischvili „Die Fragen der phonematischen Struktur und Geschichte der verbalen Stämme im Georgischen“, S. 83, Tbilissi, 1960.

2. Nach dem Präsens-Thema werden Infinitiv und Partizip gebildet. Subjektives Partizip erscheint als S, objektives – mit O.

3. In der ersten Gruppe sind nur Präsensformen der ersten Serie erwähnt worden, weil sich alle Reihen der I. Serie von dem Thema des Präsens herleiten: Imperfekt -d-i; Präsens-Konjunktiv -d-e sind die Formen des futurischen präverbalen Präsens. Dementsprechend sind Permansiv, Futur-Konjunktiv präverbale Formen des Imperfekts und des Präsens-Konjunktiv.

4. Im Aorist wird das -o-Suffix der III. Person Singular hervorgehoben.

In anderen Fällen handelt es sich um -a

5. Die Form des I. Resultativs des transitiven Verbs ist die inversive Bildungsweise der objektiven Version des statischen Präsens-Passiv.

Aber da die Darstellung des gesamten Konjugationssystems der statischen Verben viel Platz erfordert hätte, beschränken wir uns hier nur auf die Bildung des ersten Resultativs. Motiviert wurden wir außerdem dadurch, daß wir heute die Auffassung vertreten, daß die Formen des I. Resultativs den Formen der objektiven Version der transitiven Verben verpflichtet sind. Der Stamm des Futurs (ga-u-çet-eb, ga-/m/-i-çet-eb) erhält in S₁ und S₂ das Suffix -i mit dem Hilfsverb (-i-var, i-xar), S₃ -i-Suffix und -a-Zeichen der S₃ (-i-a); ga-v-u-çet-eb-i-var, ga-mi-çet-eb-i-a.

Die Formen des 2. Resultativs fallen mit denen des Aorists im Passiv mit n-Zeichen zusammen, sie sind durch Inversion entstanden. In der Tabelle wird die Bildung des passivischen Aorists mit n gegeben. Die Bildungsweise des 2. Resultativs geht aus dem Stamm des Aorists des transitiven Verbs hervor.

z. B. Aorist	2. Resultativ
ç-a-v-çer-e – ç-a-m-çer-a	ç-a-v-çer-e – ç-a-m-e-çer-a
ga-v-çqviç-e – ga-m-çqviç-a	ga-v-e-çqviç-e – ga-m-e-çqviç-a
ga-v-çal-e – ga-m-çal-a	ga-v-e-çal-e – ga-m-e-çal-a
ga-v-çer-i – ga-m-çer-a	ga-v-e-çer-i – ga-m-e-çer-a
da-v-ab-i – da-m-a-b-a	da-v-e-b-i – da-m-e-b-a
da-v-xat-e – da-m-xat-a	da-v-e-xat-e – da-m-e-xat-a
ga-v-açr-e – ga-m-açr-o	ga-v-eçr-e – ga-m-e-çr-o

Wie aus der Tabelle zu entnehmen, steht im Aorist das Präfix -e vor dem Stamm nach der Personalendung (das Zeichen des Passivs mit -e), das gleiche Suffix aber wiederholt sich. Wir gehen davon aus, daß in diesem Fall das e-e: e-ø/-i Bildungselement des 2. Resultativs ist.

Eine Ausnahme bilden die Verben, die auf -eb ausgehen und im I. Resultativ das Themazeichen eb haben. Diese Tendenz wird auch im III. Resultativ fortgesetzt: ga-v-e-çet-eb-in-e. Bildungselement ist in diesem Falle e-eb-in-e.

Der 3. Konjunktiv in der 3. Serie ist in unserer Klassifizierung nicht dargestellt worden, weil er dasselbe

Thema hat wie die Formen des 2. Resultativ und zum 2. Resultativ in demselben Verhältnis steht wie der 2. Konjunktiv zum Aorist. Außerdem existieren die Formen des 3. Konjunktivs nicht mehr in der modernen Literatursprache des Georgischen. Ihre Aufgabe hat der 2. Resultativ übernommen.

6. Verben mit dem Themazeichen -av und -am bei der Bildung des Partizips mit Hilfe des -el-Suffixes rufen den Ausfall des Vokals a aus dem Themazeichen hervor. (xaṭav – da-m-xaṭ-v-el-i, urṭqam – da-m-ṭṭ-q-m-el-i). Das-

selbe wiederholt sich beim -il-Suffix, das im Unterschied zum -el-Suffix von dem Themazeichen av den Konsonanten v abbaut, aber m bleibt erhalten (da-xaṭ-ul-i, aber: dartaṭmul-i). Wenn der Stamm des Verbs mit Vokal beginnt (das ist hauptsächlich bei Verben, die von Nomina und mit -eb-Themazeichen gebildet worden sind, der Fall) oder mit dem Konsonanten m, dann erscheint in den subjektiven Partizipien anstelle des Präfixes m – ein ma –: aamebs – ma-amebeli, amṭvenebs – da-ma-mṭvenebeli.

Anmerkungen

- 1 Siehe T. Gamkrelidse, G. Matschawariani, Das Sonatensystem und der Ablaut in den kartwelischen Sprachen, Tbilissi, 1965, S. 119–178.
- 2 T. Gamkrelidse, G. Matschawariani, obengenannte Abhandlung, S. 206.
- 3 Ebd.
- 4 T. Gamkrelidse, G. Matschawariani, obengenannte Abhandlung, S. 184.
- 5 A. Schanidse, Grundlagen, 1973, § 454, S. 394.
- 6 Wir sagen „entwickelt sich“, denn jene Präsensformen des statischen Passiva, die zur Basis des 1. Resultativs wurden (mīketia, (v)uṭketia), haben kein Themazeichen.
- 7 Die Auffassung mancher Wissenschaftler, daß die Formen des 2. Resultativs kausativer Herkunft sind, ist unwahrscheinlich.

8 Diese Form wird heute in der Bedeutung „sagen“ gebraucht und ersetzt die Präsensform veubnebi (ich sage j-m). Die Präsensform des Verbs movutxrob (ich erzähle) wird heute in der Literatursprache so wie das Verb vuambob in der Bedeutung „erzählen“ gebraucht. In diesem Falle hat es das Zeichen -oS₃ des Aorists und -o-Suffix im Konjunktiv: movutxar(i) – moutxro-o moutxro-a. Im gurischen Dialekt hat es die Bedeutung des Verbs „sagen“ (mitxrobia = mitkvams – „ich sagte“).

9 A. Schanidse, Grundlagen, §. 457, S. 307

10 In der III. Serie wird die Pluralität der 3. Subjektperson nicht ausgedrückt, weil hier das grammatische Subjekt Objekt ist.

Teimuras Metreweli

Nochmals zur Kategorie von Inklusiv und Exklusiv im Altgeorgischen

Im Altgeorgischen treten im Plural der 1. Objektperson sowohl Formen mit Präfix gu auf als auch mit Präfix m. A. Schanidse betrachtete diese Formen schon 1926 als Rest einer früher wirksamen Inklusiv-Exklusiv-Kategorie (die Form mit Präfix gu müßte Inklusivinhalt gehabt haben und bedeutete „wir“(uns) als Verhältnis zwischen 1. und 2. Objektperson; die Form mit Präfix m dagegen müßte den Exklusiv bedeutet und die Beziehung zwischen der 1. und der 3. Objektperson beinhaltet haben). Die Kategorie von Inklusiv und Exklusiv, die heute noch im Swanischen wirkt, muß eine gemeinkartwelische Kategorie gewesen sein./1/ Diese Vermutung wiederholte A. Schanidse später in beiden Ausgaben der „Kartuli enis gramaṭikis sapuṣvebi“, (1953, S. 185; 1973, S. 183) und in seiner letztlich erschienenen „3veli kartuli enis gramaṭika“ (1976, S. 65). Diese Annahme unterstützten W. Topuria/2/, G. Deeters/3/ und K. Dondua/4/.

Eine Gegenansicht vertrat A. Tschikobawa/5/, der sowohl das Präfix m als auch das Präfix gu als Singularzeichen betrachtete (S. 100) und sie unterschiedlichen Dialektschichten zuordnete (S. 105). Gleichzeitig sah er

gu als Bestandteil eines älteren Dialekts an, weil es im Altgeorgischen stärker verbreitet war. Was die zur Inklusiv-Exklusiv-Kategorie aufgestellte These anbelangt, so stützt sie sich seiner Ansicht nach auf die Angaben der swanischen Sprache (S. 100), und er fügt hinzu, diese Kategorie müsse im Swanischen sekundär sein, und deshalb könne das Swanische nicht zur Stützung des altgeorgischen Befundes herangezogen werden (S. 115).

1965 wurde in der Zeitschrift „Macne“ (Nr. 1) eine Arbeit von A. Oniani veröffentlicht/6/, in der die im Swanischen bestehende Situation untersucht und die These vom sekundären Charakter der Inklusiv-Exklusiv-Kategorie im Swanischen verworfen wird. A. Oniani vertritt die Ansicht, „es ist natürlicher anzunehmen, daß Inklusiv und Exklusiv im Mingrelisch-Lasischen geschwunden sind, während das Swanische den archaischen Zustand bewahrt hat“. (S. 231) An gleicher Stelle fügt A. Oniani hinzu, daß zwar „im Altgeorgischen die einstige Funktion der Präfixe gu und m (das Bezeichnen von Inklusiv und Exklusiv) geschwunden ist, sie aber im Konjugationssystem des Verbs nach wie vor in den traditionellen Formen verwendet werden. Diesbezüglich

haben sie einen archaischen Befund bewahrt. Das gibt uns die Grundlage, das einstige Bestehen der Inklusiv-Exklusiv-Kategorie auch im Georgischen anzunehmen.“ (S. 234)

Wie wir sehen, stehen sich zwei unterschiedliche Ansichten gegenüber.

Zwar begründet A. Oniani seine Thesen recht überzeugend, doch sein Hauptaugenmerk gilt in der Arbeit dem Swanischen, und vom Altgeorgischen hat er wenig Illustrationsmaterial angeführt. Daher scheint eine gründlichere Analyse der altgeorgischen Schriften nötig. Zu diesem Zweck scheint die Analyse der Bücher des Neuen Testaments, vor allem der „zwei alten Redaktionen des georgischen Evangeliums“, am geeignetsten, denn zwar sind die Schatberdi-Handschriften im 9.–10. Jh. abgeschrieben, aber ihre Sprache kennzeichnet trotzdem im wesentlichen die sprachlichen Normen des 4.–5. Jh./7/

Bevor wir an die Analyse der Texte gehen, ist zu sagen: Um den zwischen den Präfixen *m* und *gu* bestehenden Unterschied feststellen zu können, beansprucht die Struktur des georgischen Verbs, und zwar seine Fähigkeit, in seiner Form sowohl Subjekts- als auch Objekts-person(en) zu bezeichnen, keine geringere Aufmerksamkeit als das Material des Swanischen. Die möglichen Personenkombinationen zeigen uns, daß dann, wenn in der Verbalform die 1. Objektperson enthalten ist, das Subjekt die 2. oder 3. Person sein kann. Wenn daher die 2. Subjektperson vorliegt, kann der Plural des Objekts nur das Verhältnis zwischen der 1. und der 3. Objekts-person betreffen. In solchem Fall hat die Form den Inhalt des Exklusivs, denn die 2. Person ist vom Plural des Objekts ausgeschlossen. Ist aber die 3. Person Subjekt, dann kann im Plural des Objekts die Beziehung zwischen der 1. und 2. Person ebenso verstanden werden wie die Beziehung zwischen der 1. und der 3. Person, d. h. die Form kann sowohl inklusivisch sein als auch exklusivisch.

Berücksichtigen wir die möglichen Kombinationen der oben angeführten Personen, dann können wir die Präfixe *m* und *gu* a priori als Rest einer auf einer frühen Etappe des Altgeorgischen wirksamen Inklusiv-Exklusiv-Kategorie betrachten (das um so mehr, als die Interpretation der Bedeutung der Präfixe *gu* und *m* durch A. Tschikobawa wirklich unannehmbar erscheint, und sei es auch nur deshalb, weil die Form mit Präfix *gu* im Altgeorgischen in noch keinem einzigen Fall in der Bedeutung des Singulars belegt ist/8/).

Die Berücksichtigung der möglichen Kombinationen der oben genannten Personen macht auch klar, daß wir in den altgeorgischen Texten vor allem eine Spur der Exklusivformen suchen müssen. Deshalb wird bei der Textanalyse den Formen mit Präfix *m* die Hauptaufmerksamkeit gewidmet.

Analyse des sprachlichen Materials

Im folgenden werden die Evangelien von Dshrutshi (936) und Parchali (973) einerseits und Adischi (897) andererseits untersucht, denn die ersten beiden liefern die DE-Redaktion, während das dritte (die C-Redaktion) unter den georgischen Evangelien vereinzelt steht./9/

DE-Redaktion

Matthäus-Evangelium. Es liegen 16 Formen mit Präfix *m*, vor, von denen 14 Imperativformen der 2. Subjekts-

person sind, daher bezeichnet „*žen*“ hier natürlich die Beziehung zwischen der 1. und der 3. Objektperson: 1. *momec žen*, 6, 11 (gib uns), 2. *monižen žen*, 6, 12 (vergib uns), 3. *nu žemigvaneb žen*, 6, 13 (führe uns nicht hinein), 4. *miqsnen žen*, 6, 13 (erlöse uns), 5. *miqsnen žen*, 8, 25 (rette uns), 6. *mibryane žen*, 8, 31 (gebiete uns), 7. *žemičqalen žen*, 9, 27 (erbarme dich unser), 8. *mitxar žen*, 13, 36 (sage uns), 9. *gamomitargmane žen*, 15, 15 (deute uns), 10. *semičqalen žen*, 20, 30 (erbarme dich unser), 11. *žemičqalen žen*, 20, 31 (erbarme dich unser), 12. *marku žen*, 22, 17 (sage uns), 13. *mitxar žen*, 24, 3 (sage uns), 14. *mecit žen*, 25, 8 (gebt uns).

In allen 14 Fällen haben die Formen eindeutig Exklusivbedeutung. Den Exklusiv beinhalten auch die restlichen beiden Formen: 15. *xolo mat hrkues mas: aravin damidginna žen*, upalo, 20, 7 (Sie aber sprachen zu ihm: Niemand hat uns in Dienst gestellt, Herr.). Die 2. Objektperson ist vom Inhalt der Form ausgeschlossen, denn vom inhaltlichen Gesichtspunkt ist die 2. Person im Satz durch das Wort „upalo“ realisiert, das wirklich nicht als innere Ergänzung der Form „*damidginna*“ aufzufassen ist. Als ausgeschlossen von der Bedeutung der Form ist die 2. Objektperson auch im folgenden Beispiel zu betrachten: 16. *močapeni misni yame movides da čaripares igi, vidre žen mežina*, 28, 13 (Seine Jünger kamen in der Nacht und stahlen ihn, während wir schliefen.).

Was die Formen mit Präfix *gu* betrifft, so können sie sowohl Inklusiv- als auch Exklusivbedeutung aufweisen. Exklusivische Bedeutung verkörpern vor allem die Imperativformen der 2. Subjektperson: 1. *gangwiye ženca*, 25, 11 (öffne auch uns), 2. *gwičinačarmetquelebd žen*, 26, 68 (weissage uns). Die 2. Objektperson ist auch in anderen Fällen ausgeschlossen: 3. *ganquasxam žen*, 8, 31 (du treibst uns aus). Auch hier ist das Subjekt die 2. Person, und deshalb kann unter dem Plural des Objekts nur die 1. und 3. Person verstanden werden. 4. *možjuar, gunebavs žengan sasčaulisa xilvaj*, 12, 38 (Meister, wir wollen ein Zeichen von dir sehen). Den exklusivischen Charakter der Form „*gunebavs*“ unterstreicht das Auftreten der Einheiten „*možjuar*“ und „*žengan*“ im Satz. 5. *da hrkues petres: možjuarman tkuenman ara mogucesa xark?* 17, 24 (Und sie sprachen zu Petrus: Sollte euer Meister uns nicht die Steuer geben?). Mit Petrus' Gesprächspartnern sind die Steuereintreiber und andere gemeint, d. h. die 1. und 3. Person und nicht Petrus, der hier als Person, an die die anderen sich wenden, also als 2. Person aufzufassen ist. Kontextuell läßt sich der exklusivische Inhalt der Formen ermitteln. 6. *gal-gwic*, 20, 22 (wir können es), 7. *gurčmenes*, 27, 42 (er möge uns überzeugen).

Dagegen ist die Form mit Präfix *gu* in den folgenden Beispielen bereits inklusivisch: 8. *nuuque ver gueqos žen da tkuen*, 25, 9 (damit es nicht uns und euch nicht reiche). Der Inklusiv ist kontextuell hervorgehoben, im Satz ist das Pronomen „*tkuen*“ vorhanden. Ebenso inklusivisch sind auch die übrigen Formen: 9. *gwiwis žen*, 3, 9 (wir haben), 10. *araraj guakus*, 14, 17 (wir haben nichts), 11. *žegwidgs žen*, 15, 23 (sie folgt uns), 12. *gurkuas žen*, 21, 25 (sagen wir), 13. *gwešinis*, 21, 26 (wir fürchten uns), 14. *gwiqman*, 26, 65 (wir brauchen). Die Inklusion der Formen verdeutlicht in jedem

Fall der Kontext. Doch muß gleichzeitig auch gesagt werden, daß nicht alle Formen mit gleicher Klarheit den Inklusiv zum Ausdruck bringen.

Das analysierte Material hat folgendes erbracht: a) In allen 16 Formen mit Präfix *m* ist die 2. Objektperson vom Inhalt ausgeschlossen, und daher sind sie sämtlich Exklusivformen. b) Die Formen mit Präfix *gu* können sowohl Inklusiv als auch Exklusiv beinhalten. Das ist vom Kontext abhängig. In dieser Hinsicht bilden sie keine Opposition zum Exklusiv.

Das Verhältnis der Präfixe zueinander beträgt: *m* (16):*gu* (14).

Markus-Evangelium. Hier sind die Formen mit Präfix *m* verhältnismäßig selten. Insgesamt sind es acht. Davon sind 6 Formen der 2. Subjektperson des II. Imperativs, bei denen die 2. Objektperson von vornherein ausgeschlossen ist und die deshalb den Exklusiv verkörpern: 1. *mibɔɣane* *ɕuen*, 5, 12 (gebiete uns), 2. *ɕemeɕie* *ɕuen*, 9, 22 (helf uns), 3. *momec* *ɕuen*, 10, 37 (gib uns), 4. *marku* *ɕuen*, 12, 14 (sag uns), 5. *mitxar* *ɕuen*, 13, 4 (sag uns), 6. *mza-miqavt* *ɕuen*, 14, 15 (richtet für uns zu).

Den Exklusiv beinhaltet auch die Form „*damiɕera*“: 7. *moɣɣuar*, *mose esret damiɕera* *ɕuen*, 12, 19 (Meister, Moses hat uns folgendes aufgeschrieben). Als 2. Person wird in diesem Satz „*moɣɣuar*“ aufgefaßt, an den man sich wendet, der aber nicht in die Bedeutung der Form „*damiɕera*“ eingeht. Ebenso exklusivischen Inhalts ist die Form „*migo*“, weil in der Form die 2. Subjektperson vertreten ist: 8. *moɣɣuar*, *gunebavs, rajta, romeli gtxovot, migo* *ɕuen*, 10, 35 (Meister, wir wollen, daß du, worum wir dich bitten werden, uns tust)./10/

Die im letzten Satz belegte Form „*gunebavs*“ (wir wollen) müßte inklusivischen Inhalts sein, aber sie bringt wie „*migo*“ den Exklusiv zum Ausdruck: Als 2. Person wird im Satz „*moɣɣuar*“ aufgefaßt, der aber nicht in den Inhalt der Form „*gunebavs*“ eingeht. Exklusivisch aufzufassen ist auch die Form „*gwiɕinaɕarmetɕuebd*“, 14, 65 (weissage uns), weil sie den II. Imperativ verkörpert und das Subjekt die 2. Person ist, die daher nicht mehr in den Plural des Objekts eingehen kann. Exklusivische Bedeutung hat auch die Form „*ɣal-gwic*“ in folgendem Satz: *xolo mat hrkues mas: ɣal-gwic*, 10, 39 (Doch sie sprachen zu ihm: Wir können es.). *ɣal-gwic* bedeutet: Ich und Johannes (oder ich und Jakob) können es. Hier liegt die Beziehung zwischen der 1. und der 3. Person vor (dieselbe Beziehung war bei der oben betrachteten Form „*gunebavs*“ gegeben).

Eine ganz andere Bedeutung beinhaltet die Form „*ɣal-gwic*“ in folgendem Beispiel: *da miuges moɕapeta mista da hrkues: vinaj ɣal-gwic aka ganɣɕebad purita esodeni eri udabnosa zeda?* 8, 4 (Und seine Jünger antworteten ihm und sprachen: Woher können wir hier in der Wüste so viele Leute mit Brot sättigen?). Hier hat „*ɣal-gwic*“ bereits Inklusiv-Bedeutung, und unter dem Plural des Objekts sind „*ɕuen*“ + „*ɕen*“ (wir + du) zu verstehen. Aus den Beispielen ist ersichtlich, daß ein und dieselbe Form mit Präfix *gu* je nach dem Kontext inklusivische oder exklusivische Bedeutung haben kann.

Den Inklusiv beinhalten auch die anderen Formen mit Präfix *gu*, die in diesem Evangelium belegt sind: *ara guakus*, 8, 16 (wir haben nicht), *ara ɕegwidɕs*, 9, 38 (er folgt uns nicht), *gurkuas*, 11, 31 (er wird uns sagen), *gueɕinis*, 11, 32 (wir fürchten uns), *guesma*, 14, 58 (wir

haben gehört), *gwiɕman*, 14, 63 (wir brauchen), was durch den Kontext erhärtet wird.

Hieraus läßt sich zu den obigen Schlüssen Analoges folgern. Deshalb vermerken wir hier lediglich, daß sich das Verhältnis der Präfixe *m* und *gu* im Markus-Evangelium auf 8:10 beläuft.

Lukas-Evangelium. Die meisten Formen mit Präfix *m* liegen hier vor: 25. Davon beinhalten 14 die 2. Subjektperson und sind deshalb alle 14 exklusivisch: 1. *miɕav* *ɕuen*, 2, 48 (du hast uns getan), 2. *momec* *ɕuen*, 11, 3 (gib uns), 3. *moniɕeven* *ɕuen*, 11, 4 (vergib uns), 4. *nu ɕemiqvaneb* *ɕuen*, 11, 4 (führe uns nicht hinein), 5. *ɕuenca magineb*, 11, 45 (du schmäht auch uns), 6. *ɕemɕine* *ɕuen*, 17, 5 (gib uns), 7. *ɕemiɕgalen* *ɕuen*, 17, 13 (erbarme dich unser), 8. *mitxar* *ɕuen*, 20, 2 (sag uns), 9. *momimzadet* *ɕuen*, 22, 8 (bereitet uns), 10. *mza-miqavt* *ɕuen*, 22, 12 (bereitet uns), 11. *mitxar* *ɕuen*, 22, 67 (sag uns), 12. *moniɕeve* *ɕuen*, 23, 18 (gib uns frei), 13. *damecenit* *ɕuen*, 23, 30 (fällt über uns), 14. *damparenit* *ɕuen*, 23, 30 (bedeckt uns).

Es sind auch Formen anzutreffen, wo das Subjekt die 3. Person ist. Trotzdem ist der exklusivische Inhalt der Formen in vier Fällen recht klar ersichtlich: 15. *iovine natlis-mcemelman momavlinna ɕuen ɕenda*, 7, 20 (Johannes der Täufer hat uns zu dir gesandt). Das im Satz vorkommende „*ɕenda*“ schließt die 2. Objektperson aus der Form „*momavlinna*“ aus. 16. *moɣɣuar, mose esre damiɕera ɕuen*, 20, 28 (vgl. Markus-Evangelium 12, 19). 17. *da ɕesakrebeli ɕueni man aymɕena ɕuen*, 7, 5 (Und unser Versammlungshaus hat er uns gebaut): Der Hauptmann hat das Versammlungshaus dem Sprecher (1. Person) und den anderen Juden (3. Person) erbaut und nicht Christus, der angesprochen wird und in dieser Hinsicht als 2. Person aufzufassen ist. Die 2. Person ist auch im folgenden Fall ausgeschlossen: 18. *aramed dedataca vietme ɕuentaganta damakwirves ɕuen*, 24, 22 (Außerdem haben uns einige Frauen der Unseren erschreckt). Hier ist die 2. Person, in diesem Fall Christus, an die man sich wendet, nicht in der Bedeutung der Form „*damakwirves*“ enthalten.

In zwei Fällen ist die Bedeutung der Form mit Präfix *m* unklar: 19. *momces* *ɕuen*, 1, 2 (sie gaben uns), 20. *momxeda* *ɕuen*, 1, 78 (er hat nach uns gesehen).

In den restlichen 5 Fällen beinhalten die Formen mit Präfix *m* den Inklusiv: 21. *mauɕa ɕuen*, 2, 15 (er hat uns kundgetan), 22. *mrkuas* *ɕuen*, 20, 5 (er wird uns sagen), 23. *kvaj damɕribos* *ɕuen*, 20, 6 (sie werden uns steinigen), 24. *metɕoda ɕuen*, 24, 32 (er redete zu uns), 25. *gamomitargmanebda ɕuen*, 24, 32 (er erklärte uns).

Hieraus ergibt sich, daß im Lukas-Evangelium nicht überall die exklusivische Bedeutung der Formen mit Präfix *m* bewahrt ist. Das ist auch nicht verwunderlich, denn diese Kategorie ist im Altgeorgischen nur als Rest erhalten.

Die Formen mit Präfix *gu* zählen im Lukas-Evangelium 15 (in der E-Redaktion ist eine mehr vorhanden: 1, 78). Davon beinhaltet ein Teil den Inklusiv, der andere den Exklusiv.

Eindeutig inklusivisch ist beispielsweise die Form „*moguegebis*“ in dem Satz: *rametu ɕuen samartlad yirsi, romel vkmenit, moguegebis*, 23, 41 (Weil wir es wirklich wert sind, gebührt uns, was wir getan haben). Die Inklusion ist aus dem Kontext klar ersichtlich: Die beiden

Verbrecher unterhalten sich, der eine verkörpert die 1. Person, der andere die 2. Person. Inklusiv beinhalten auch die folgenden Formen: *aygwidgina*, 1, 69 (er hat uns aufgerichtet), *tana-guedva*, 17, 10 (uns oblag es), *gwiqms*, 22, 71 (wir brauchen), *guesmis*, 22, 71 (wir hören). Allerdings bringen nicht alle Formen mit gleicher Deutlichkeit den Inklusiv zum Ausdruck.

In den restlichen Fällen verkörpern die Formen mit Präfix *gu* den Exklusiv. Das trifft vor allem auf die Formen der 2. Subjektperson zu: *guasçavle*, 11, 1 (lehre uns), *gangwiye*, 13, 25 (öffne uns), *guasçavebd*, 13, 26 (du hast uns gelehrt). In vier Fällen läßt sich der Exklusiv kontextuell nachweisen: *guesma*, 4, 23 (wir haben gehört), *ayguekra*, 10, 11 (er hat sich an uns gehängt), *ara gunebavs*, 19, 14 (wir wollen nicht), *araraj guaklda*, 22, 35 (nichts hat uns gefehlt).

Das Verhältnis der Präfixe im Lukas-Evangelium ist: *m* (25):*gu* (15).

Johannes-Evangelium. Sieben Formen belegen das Präfix *m*. Davon haben 4 die 2. Person zum Subjekt, und aus diesem Grund scheidet die 2. Person hier vom Plural des Objekts aus: *miçueñeb çuen*, 2, 18 (du zeigst uns), 2. *momec çuen*, 6, 34 (gib uns), 3. *miçueñe çuen*, 14, 8 (zeige uns), 4. *miçueñe çuen*, 14, 9 (zeige uns). Auch folgende Formen sind exklusivisch: 5. *nutu çen uprojs xar mamisa çuenisa iakobisa*, *romelman ese çurymuli momca çuen*, 4, 12 (Bist du denn höher als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat?). Jakob gab den Brunnen der mit Jesus sprechenden Frau (1. Person) und den anderen Samaritern (3. Person) und nicht Jesus, mit dem die Frau spricht und den wir daher als 2. Person zu betrachten haben.

Es bleiben noch zwei Formen übrig, bei denen der Inhalt der Exklusion verlorengegangen ist, da auch die 2. Person in den Plural des Objekts eingehen kann: 6. *mitxras çuen*, 4, 25 (er wird uns verkündigen), 7. *metçwis çuen*, 16, 17 (er sagt uns).

Davon abgesehen, sind die mit *m* präfigierten Formen im Johannes-Evangelium in der Hauptsache exklusivisch.

Die mit *gu* präfigierten Formen können sowohl Inklusiv als auch Exklusiv anzeigen. Zweifelsfrei exklusivisch aufzufassen sind z. B. die Formen der 2. Subjektperson: *gwiwxar çuen*, 1, 22 (sag uns), *guasçaveba çuen*, 9, 34 (du belehrst uns?), *sulta çuenta çarguqdi*, 10, 24 (du quälst uns), *gwiwxar çuen*, 10, 24 (sag uns), *çuen gamogwicxadeb*, 14, 22 (du offenbarst dich uns).

Die folgenden Formen haben schon inklusivischen Inhalt: da *moviden hromni da migwiyon çuen adgilica çueni*, 11, 48 (und die Römer werden kommen und uns auch unser Land wegnehmen). Die Gesprächspartner reden miteinander, und deshalb liegt hier die Beziehung zwischen der 1. und der 2. Person vor. Eine analoge Beziehung liegt auch den anderen Formen zugrunde: *igide*, *raj gwiqmdes dyesasçaulsa amas*, 13, 29 (Kaufe, was uns fehlt für das Fest), *ara gwiwis çuen meupej garna keisari*, 19, 15 (wir haben keinen König als den Kaiser). Diese Formen könnten aber auch als Verkörperung aller drei Personen aufgefaßt werden.

Insgesamt gibt es im Johannes-Evangelium 17 Formen mit Präfix *gu*, aber auf die restlichen Formen gehen wir hier nicht mehr ein (sie unterscheiden sich durch nichts von den Formen, die wir in den anderen Evangelien untersucht haben), weil unser Hauptanliegen die Untersuchung der Formen mit Präfix *m* ist.

Im Johannes-Evangelium herrschen also den in den anderen Evangelien analoge Verhältnisse. Das Verhältnis der Präfixe ist: *m* (7):*gu* (17).

Die Betrachtung der Evangelien von Dshrutschi und Parchali liefert folgendes Ergebnis: Im Matthäus-Evangelium sind alle 16 Formen exklusivischen Inhalts. Ebenso verhält es sich mit allen 8 Formen des Markus-Evangeliums, die das Präfix *m* besitzen. Im Lukas-Evangelium liegen 25 mit *m* präfigierte Formen vor, von denen 18 exklusivische Bedeutung besitzen (bei zwei Formen ist die Bedeutung unklar). Von den 7 mit *m* präfigierten Formen des Johannes-Evangeliums sind 5 exklusivischen Inhalts. Folglich beinhalten von 56 Formen mit Präfix *m* 47 den Exklusiv, und nur in 9 Fällen drücken die mit *m* präfigierten Formen nicht die Exklusion aus. In dieser Hinsicht läßt sich sagen, daß in der DE-Redaktion des Evangeliums als Überrest deutlich die Spur der früher wirksamen Kategorie des Exklusivs ersichtbar ist.

Was die Formen mit Präfix *gu* betrifft, so läßt sich hier die Oppositionsbedeutung zu den Exklusivformen (d. h. der Inklusiv) auch nicht als Restform nachweisen, weil von der Bedeutung der Formen mit Präfix *gu* das Verständnis der Exklusion nicht auszuschließen ist und die mit *gu* präfigierten Formen nach den vorliegenden Kontexten sowohl Inklusion als auch Exklusion beinhalten können./11/

Zwar werden die mit *m* präfigierten Formen außer 9 Ausnahmen in der DE-Redaktion überall in exklusivischer Bedeutung gebraucht, doch ist der Prozeß der Formenangleichung in den analysierten Texten schon sehr weit fortgeschritten, denn das Präfix *gu* hat fast in der Hälfte seiner Verwendungsfälle schon die Funktion des Präfixes *m* übernommen und ist zum Ausdruck der Exklusion geworden.

C-Redaktion

Matthäus-Evangelium. Gegenüber den 16 mit *m* präfigierten Formen der DE-Redaktion haben wir in der C-Redaktion 12. Davon sind neun Formen beiden Redaktionen gemeinsam: 1. *momec çuen*, 6, 11 (gib uns), 2. *miçsnen*, 6, 13 (erlöse uns), 3. *ganmarinen çuen*, 8, 25 (rette uns)/12/, 4. *miçgalen çuen*, 9, 27 (erbarme dich unser), 5. *miçgalen çuen*, 20, 30 (erbarme dich unser), 6. *marku çuen*, 22, 17 (sage uns), 7. *marku çuen*, 24, 3 (sage uns), 8. *mitxra çuen*, 26, 63 (du wirst uns sagen), 9. *çuen meçina*, 28, 13 (wir schliefen). Die aufgeführten Formen wurden bei der Analyse der DE-Redaktion untersucht, und es wurde festgestellt, daß sie sämtlich exklusivischen Inhalts sind.

Gleichfalls exklusivisch sind die drei restlichen Formen, die in der C-Redaktion anstelle präfixloser Formen der DE-Redaktion auftreten: 10. *sulgrçel mekmen çuen zeda*, 18, 29 (habe Langmut mit uns), 11. *damasçoren çuen*, 20, 12 (du hast uns gleichgestellt). Beide Formen beinhalten die 2. Subjektperson. 12. *upalo*, *rajta aymexunen çuen tualni çuenni*, 20, 33 (Herr, damit uns unsere Augen geöffnet werden). Hier ist die Rede an die 2. Person gerichtet, die daher natürlich nicht mehr in den Plural des Objekts eingehen kann.

In der C-Redaktion gibt es 24 Formen mit Präfix *gu*, d. h. 10 mehr als in der DE-Redaktion. Davon sind 13 Formen beiden Redaktionen gemeinsam (3, 9; 8, 31; 12, 38; 14, 17; 15, 23; 20, 22; 21, 25; 21, 26; 25, 9; 25, 11; 26, 65; 26, 68; 27, 42). Diese Formen haben wir schon bei der Analyse der DE-Redaktion abgehandelt. In

drei Fällen stehen präfixlosen Formen der DE-Redaktion gegenüber: ara guakus, 16, 7 (wir haben nicht), ara guakus 16, 8 (wir haben nicht), dagwiŕtebian, 25, 8 (sie verlöschen uns). In allen drei Fällen liegt Inklusion vor.

Doch am interessantesten ist bei der Vergleichung der Redaktionen, daß anstelle von 8 mit *m* präfigierten Formen der DE-Redaktion in der C-Redaktion Formen mit Präfix *gu* vorliegen: 1. mogwiŕeven ŷuen, 6, 12 (vergib uns), 2. nu ŷegwiŕvaneb, 6, 13 (führe uns nicht hinein), 3. gwibrjane ŷuen, 8, 31 (gebiete uns), 4. gwiŕxar ŷuen, 13, 36 (sag uns), 5. gamogwiŕargmane ŷuen, 15, 15 (deute uns), 6. dagwidginna ŷuen, 20, 7 (er hat uns eingestellt), 7. gwiŕqalen ŷuen, 20, 31 (erbarme dich unser), 8. guecit ŷuen, 25, 8 (gebt uns). In allen Fällen sind die mit *gu* präfigierten Formen exklusivischen Inhalts (vgl. die entsprechenden Formen der DE-Redaktion).

Aus dem oben Gesagten ist ersichtlich, daß sich im Matthäus-Evangelium beide Redaktionen wesentlich voneinander unterscheiden. Zwar beinhalten die mit *m* präfigierten Formen in der C-Redaktion überall den Exklusiv, aber ihre Zahl ist im Verhältnis zur DE-Redaktion um 4 geringer. Demgegenüber sind die Formen mit Präfix *gu* um 10 vermehrt. Aber das Wesentliche besteht darin, daß in 8 Fällen eine mit *m* präfigierte, richtige Form der DE-Redaktion in der Redaktion C durch Formen mit Präfix *gu* wiedergegeben ist. In dieser Hinsicht ist der Angleichungsprozeß in der C-Redaktion gegenüber der DE-Redaktion viel weiter fortgeschritten.

Dadurch ist in der C-Redaktion auch das Verhältnis der Präfixe abweichend: *gu* (24):*m* (12).

Markus-Evangelium. Hier sind die Formen mit Präfix *m* noch seltener. Anstelle von 8 Formen der DE-Redaktion haben wir 3 Formen: 1. migo ŷuen, 10, 35 (du mögest uns tun), 2. marku ŷuen, 12, 14 (sag uns), 3. mitxar ŷuen, 13, 4 (sag uns). In allen drei Fällen sind die Formen exklusivischen Inhalts, denn das Subjekt ist die 2. Person.

In den anderen 5 Fällen wurde die Form mit Präfix *m* durch eine Form mit Präfix *gu* wiedergegeben: 1. miguavlinen ŷuen, 5, 12 (schicke uns), 2. ŷegueŕie ŷuen, 9, 22 (hülfe uns), 3. moguec ŷuen, 10, 37 (gib uns), 4. dagwiŕera ŷuen, 12, 19 (er hat uns geschrieben), 5. dagwimzadet ŷuen, 14, 15 (bereitet uns zu). In allen Fällen haben die Formen exklusivischen Inhalt. In dieser Hinsicht ist das Präfix *gu* mit der Funktion des Präfixes *m* belastet.

Zu diesen 5 Formen mit Präfix *gu* kommen weitere 7 Formen hinzu, die beiden Redaktionen gemeinsam sind (8, 16; 10, 35; 10, 39; 11, 31; 14, 58; 14, 63; 14, 65) und weitere 2 Formen, an deren Stelle in der DE-Redaktion präfixlose Verben stehen: guacade, 1, 24 (warte auf uns), ara guakus, 8, 17 (wir haben nicht). Die Formen mit Präfix *gu* können hier ebenso wie in der DE-Redaktion inklusivisch und exklusivisch aufgefaßt werden.

Es läßt sich sagen, daß in der C-Redaktion des Markus-Evangeliums die Verhältnisse denen des Matthäus-Evangeliums ähnlich sind. Das Verhältnis der Präfixe beträgt *gu* (14):*m* (3).

Lukas-Evangelium. Hier liegen 17, Formen mit Präfix *m* vor, von denen 14 die Exklusion beinhalten: 1. makmen ŷuen, 2, 48 (du hast uns getan), 2. aŕmiŷena ŷuen,

7, 5 (er hat uns gebaut), 3. momavlinna ŷuen, 7, 20 (er hat uns gesandt), 4. momec ŷuen, 11, 3 (gib uns), 5. momiteven ŷuen, 11, 4 (vergib uns), 6. nu ŷemiŕvaneb, 11, 4 (führe uns nicht hinein), 7. ŷuena magineb, 11, 45 (du schmähest auch uns), 8. ŷemjine ŷuen, 17, 5 (gib uns), 9. mitxar ŷuen, 20, 2 (sag uns), 10. damiŕera ŷuen, 20, 28 (er hat uns aufgeschrieben), 11. mitxar ŷuen, 22, 67 (sag uns), 12. damecenit ŷuen, 23, 30 (fällt über uns), 13. damparenit ŷuen, 23, 30 (bedeckt uns), 14. damakwirves ŷuen, 24, 22 (sie haben uns erschreckt). Alle Formen wurden schon in der DE-Redaktion untersucht.

Dagegen müssen die Formen „mrkuas ŷuen“, 20, 5 (er wird uns sagen) und „kvaŕ damkribos ŷuen“, 20, 6 (es wird uns steinigen) inklusivisch sein, was der Kontext klar beweist. Inklusion beinhaltet auch die Form „momegebis“: martl yirsad sakmeta ŷuentaeb momegebis ŷuen, 23, 41 (Für unsere Taten gebührt es uns wirklich zu Recht). Der eine Verbrecher wendet sich an den anderen, also liegt die Beziehung zwischen der 1. und der 2. Person vor. In der DE-Redaktion liegt die richtige Form „moguegebis“ vor. Es gibt aber im gesamten Evangelientext nur wenige Beispiele dafür, daß dem *gu* der DE-Redaktion in der C-Redaktion *m* gegenübersteht.

Folglich sind mit Ausnahme von 3 Fällen alle mit *m* präfigierten Formen exklusivischer Natur.

In einem Fall wechselt eine mit *m* präfigierte Form der DE-Redaktion mit einer präfixlosen Form in der C-Redaktion (23, 18), und in zwei Fällen fehlen in der C-Redaktion die Parallelen für Formen mit Präfix *m* der DE-Redaktion (22, 8; 22, 12).

Die vorliegenden redaktionellen Änderungen haben keine wesentliche Bedeutung. Das Grundlegende ist hier wie in den anderen Evangelien der Umstand, daß Formen mit Präfix *m* der DE-Redaktion in 6 Fällen in der C-Redaktion durch Formen mit Präfix *gu* wiedergegeben sind: 1. guacnoba ŷuen, 2, 15 (er hat uns kundgetan), 2. gueŕgoda ŷuen, 24, 32 (er redete mit uns), 3. gangwimarteŕda, 24, 32 (er deutete uns), 4. moguaŷaves ŷuen, 1, 2 (sie haben uns gelehrt), 5. moguzinnes ŷuen, 1, 78 (sie haben uns besucht), 6. ŷegwiŕqalen ŷuen, 17, 13 (erbarme dich unser). In den ersten drei Fällen ist der Wechsel richtig, in den Beispielen 4 und 5 ist der Inhalt unklar, und lediglich im letzten Beispiel ist der Wechsel eindeutig ungerechtfertigt, denn es handelt sich um eine Form der 2. Subjektperson (vgl. die Analyse der mit *m* präfigierten Formen des Lukas-Evangeliums der DE-Redaktion). Folglich läßt sich sagen, daß in diesem Fall in der C-Redaktion die Präfixe richtiger verwendet wurden.

Zu den angeführten Formen mit Präfix *gu* kommen 11 weitere hinzu, die in beiden Redaktionen belegt sind (4, 23; 9, 49; 10, 11; 10, 17; 11, 1; 13, 25; 13, 26; 17, 10; 22, 35; 22, 71; 22, 71) sowie ein Fall, wo einer präfixlosen Form der DE-Redaktion in der C-Redaktion eine Form mit Präfix *gu* gegenübersteht: gunebavs, 9, 54 (wir wollen). Insgesamt liegen 18 Formen mit Präfix *gu* vor, die sowohl Inklusion als auch Exklusion bezeichnen.

Zwar ist im Lukas-Evangelium die gleiche Tendenz bemerkbar wie im Matthäus- und Markus-Evangelium, doch zu den letzteren besteht doch ein Unterschied hinsichtlich der Häufigkeit des Gebrauchs des Präfixes *m*. Das Verhältnis der Präfixe beträgt hier: *gu* (18):*m* (17).

Johannes-Evangelium. Hier liegen drei Formen mit Präfix *m* vor: 1. mitxar čuen, 1, 22 (sag uns), 2. čar-mqdi, 10, 24 (du quälst uns), 3. marku čuen, 10, 24 (sag uns). In allen drei Formen ist das Subjekt die 2. Person, und deshalb ist das Präfix *m* hier richtig gebraucht. Interessant ist, daß die entsprechenden Stellen der DE-Redaktion in allen drei Fällen das Präfix *gu* aufweisen. Wie gesagt, sind ähnliche redaktionelle Änderungen in den Evangelien selten.

Dagegen haben wir anstelle der *m*-präfigierten Formen der DE-Redaktion in der Redaktion C überall Formen mit Präfix *gu*: 1. gwičueno čuen, 2, 18 (du wirst uns zeigen), 2. moguca čuen, 4, 12 (er gab uns), 3. guec čuen, 6, 34 (gib uns), 4. gwičueue čuen, 14, 8 (zeige uns), 5. gwičueue čuen, 14, 9 (zeige uns), 6. gwitzras čuen, 4, 25 (er wird uns verkündigen), 7. guetqwis čuen, 16, 17 (er sagt uns). Davon scheinen die ersten fünf Beispiele ungerechtfertigten Gebrauch zu zeigen (vgl. die Analyse der Formen mit Präfix *m* in der DE-Redaktion). Auf jeden Fall läßt auch die C-Redaktion des Johannes-Evangeliums deutlich die Tendenz des Übergangs von *m* zu *gu* erkennen.

Zu diesen 7 Formen mit Präfix *gu* kommen weitere 10 hinzu, die beiden Redaktionen gemeinsam sind (4, 42; 4, 42; 6, 30; 6, 69; 9, 34; 12, 21; 12, 34; 13, 29; 19, 7; 19, 15), und noch drei Formen, denen in der DE-Redaktion präfixlose Formen gegenüberstehen: gwitzarn, 11, 57 (er soll uns sagen), gwigide, 13, 29 (kaufe uns), gurčams, 16, 30 (wir glauben). Im ganzen sind es 20 Formen mit Präfix *gu*, die sowohl inklusivische als auch exklusivische Bedeutung haben können.

Die Tendenz des Wechsels von *m* zu *gu* ist auch im Johannes-Evangelium deutlich erkennbar. Dies geht auch aus dem Verhältnis der Präfixe hervor: *gu* (20):*m* (3).

Die Analyse des Adischi-Evangeliums zeigt, daß alle 12 Formen des Matthäus-Evangeliums, die Präfix *m* haben, exklusivische Bedeutung beinhalten. Exklusion zeigen auch alle 3 mit *m* präfigierten Formen des Markus-Evangeliums. Im Lukas-Evangelium weisen von 17 mit *m* präfigierten Formen 14 Exklusiv-Bedeutung auf, 3 dagegen beinhalten den Inklusiv. Im Johannes-Evangelium verkörpern alle 3 Formen mit Präfix *m* die Exklusion. Insgesamt sind von 35 Formen aller Evangelien 32 Exklusivformen, und nur 3 Formen stellen eine Ausnahme dar. Daher läßt sich, obwohl die Formen mit Präfix *m* in der C-Redaktion im Verhältnis zu den Formen mit Präfix *gu* (76 Formen) bedeutend schwächer vertreten sind, auch hier sagen, daß in der C-Redaktion des Evangeliums die Kategorie des Exklusivs als Rest erhalten geblieben ist.

Was die mit *gu* präfigierten Formen betrifft, so können sie ebenso wie in der DE-Redaktion sowohl Inklusion als auch Exklusion ausdrücken. Darum können sie auch nicht als Restform die Oppositionsfunktion zur Exklusion bilden.

Die Analyse der Redaktionen DE und C liefert ein und dasselbe Ergebnis: Die Formen mit Präfix *m* sind hauptsächlich exklusivisch (im ganzen sind von 91 *m*-präfigierten Formen 79 exklusivischen Inhalts), während die Formen mit Präfix *gu* sowohl inklusivisch als auch exklusivisch sind.

Doch zwischen den Redaktionen besteht hinsichtlich des Gebrauchs der Präfixe *m* und *gu* ein wesentlicher Unterschied: Die mit *m* präfigierten Formen der DE-

Redaktion sind recht häufig, und zwar in 21 Fällen, in der C-Redaktion durch *gu*-Formen wiedergegeben, was darauf hindeutet, daß in der C-Redaktion zum Unterschied von der DE-Redaktion der Prozeß der Formenangleichung noch weiter fortgeschritten ist (die unterschiedliche Häufigkeit beim Gebrauch der Präfixe kann auf einem Dialektunterschied beruhen).

Trotz des oben festgestellten Unterschiedes kann das aus beiden Redaktionen gewonnene Ergebnis verallgemeinert werden: Im Evangelientext ist als Restform die Spur einer früher wirksam gewesenen Exklusivkategorie nachweisbar. Was die Inklusivkategorie anbelangt, so läßt sie sich in den analysierten Texten auch als Restform nicht mehr fassen, denn die Formen mit Präfix *gu* bilden keine Oppositionsbedeutung zum Exklusiv, weil aus ihrem Inhalt die Exklusion nicht auszuschalten ist und sie dem Kontext nach sowohl inklusivische als auch exklusivische Bedeutung haben.

Wie wir sahen, ist der zwischen den Präfixen *m* und *gu* bestehende Unterschied am besten in der DE-Redaktion erhalten. Das ist die Redaktion, die im 10. Jh. als Protovulgata im Gebrauch war und die den anderen Evangelientexten des 10. Jh., denen von Berta, Opisa und Tbeti, zugrunde lag./13/ Tatsächlich zeigt der Vergleich des Evangelientextes von Berta mit der DE-Redaktion, daß zwischen ihnen hinsichtlich der Verwendung der Präfixe *m* und *gu* ein nur minimaler Unterschied besteht. Fast das gleiche ist vom Evangelientext aus Opisa zu sagen./14/

Interessanter sind die Materialien des Evangelientextes von Tbeti, weil wir es hier mit der Redaktion von Ekwtime Mtazmideli zu tun haben./15/ Auch hier sind die Präfixe *m* und *gu* von Ekwtime Mtazmideli fast unverändert belassen worden, so daß der Unterschied zur DE-Redaktion wiederum minimal ist. Wäre der zwischen den Präfixen *m* und *gu* bestehende Unterschied für Ekwtime Mtazmideli nur eine Dialekterscheinung gewesen, dann wäre zu erwarten, daß er versucht hätte, ein einheitliches Prinzip durchzusetzen. Zwar wurde bei der Redaktion des Evangelientextes der Tradition große Bedeutung beigemessen, doch ist es nicht möglich, das unveränderte Belassen der Präfixe *m* und *gu* lediglich durch die Tradition zu erklären.

Das gleiche Ergebnis liefert der Vergleich des gedruckten Evangelientextes (Tpilisi 1879) mit der DE-Redaktion (die gedruckten Evangelientexte stützen sich im wesentlichen auf die Redaktion von G. Mtazmideli).

Analogen Befund ergeben auch die anderen Bücher des Neuen Testaments. Fast unverändert lassen G. Mtazmideli und Eprem Mzire die Präfixe *m* und *gu* der alten Redaktionen in der Apostelgeschichte/16/ und den Hirtenbriefen/17/. Die genannten Texte legen die Vermutung nahe, daß für G. Mtazmideli und Eprem Mzire die Präfixe *m* und *gu* unterschiedliche Einheiten waren, um so mehr, als das Präfix *m* in den meisten Fällen in exklusivischer Bedeutung verwendet wird.

Verhältnismäßig frei verfahren G. Mtazmideli und Eprem Mzire mit den *m*-präfigierten Formen in den Paulusbriefen./18/ Etwa zwanzig Formen der alten Redaktionen mit Präfix *m* sind durch Formen mit Präfix *gu* ersetzt. Doch im wesentlichen sind auch hier die mit *m* präfigierten Formen unverändert geblieben (etwa 70 Prozent aller Fälle).

Ein sehr interessantes Ergebnis liefert die Gegenüber-

stellung der alten und der neuen, von G. Mtazmideli stammenden Fassung des Psalters/19/: Die Formen mit Präfix *m* aus der alten Redaktion sind in fast allen Fällen (über 80 Formen) unverändert gelassen. Interessant ist, daß *m* hier in über 60 Fällen richtig verwendet ist, denn in den Verbalformen ist das Subjekt die 2. Person. Es verdient auch vermerkt zu werden, daß G. Mtazmideli mehrere präfixlose Formen der alten Redaktionen in seiner Redaktion mit richtigen *m*-präfigierten Formen wiedergibt (79, 15; 84, 5; 84, 7). Es ist anzunehmen, daß G. Mtazmideli die Formen mit Präfix *m* in den genannten Texten als Exklusivformen betrachtete.

Man darf die Tradition hierbei nicht außer acht lassen (dies um so mehr, als G. Mtazmideli in seinem umfangreichen originalen Werk/20/ das Präfix *m* überhaupt nicht im Plural verwendet, was durch den Einfluß der

lebendigen Umgangssprache bedingt ist und darauf hindeutet, daß im Sprachgebrauch jener Zeit das Präfix *m* nicht mehr zur Bezeichnung der Pluralität des Objekts benutzt wurde), aber wir wiederholen nochmals, daß es unmöglich ist, den Gebrauch des Präfixes *m* allein durch die Kraft der Tradition erklären zu wollen. Wir müssen annehmen, daß die Abschreiber und Redakteure (Ekwtime und Giorgi Mtazmideli, Eprem Mzire) das Präfix *m* als eine Einheit auffaßten, die eine vom Präfix *gu* unterschiedliche Pluralität des Objekts bezeichnete und die, wenn wir uns auf die oben gegebene Analyse der Redaktionen DE und C der Evangelientexte stützen, in einer früheren Periode des Altgeorgischen exklusivische Bedeutung gehabt haben muß, wovon in den Evangelientexten allerdings nur ein Rest erhalten blieb.

Anmerkungen

- 1 Šanige, A.: Kartuli zmnis sakcevi, franžos. Resümee, tsu šromebi, VI, 1926, S. 335, Anmerkung 1.
- 2 Topuria, V.: Svanuri ena, I, zmna, 1931, S. 25–26.
- 3 Deeters, G.: Das kharthwelische Verbum, 1930, S. 27.
- 4 Dondua, K.: Kategorija inkluziva-ekskluziva v avanskom i ee sledy v drevnegruzinskom (in: Ržeuli našromebi, I, 1967).
- 5 Čikobava, A.: Mravlobobis aynižnis giritadi principisatvis kartuli zmnis uşvilebis sistemai (Iberiul-kaŋkasiuri enatmecniereba, I, 1946).
- 6 Oniani, A.: Inkluziv-ekskluzivis kaŋgoriis saŋitxisatvis kartvelur enebši (Macne, 1965, Nr. 1).
- 7 Kartuli otxtavis ori ŋveli redakcia sami ŋaŋberduli xelnaŋeris mixedvit, gamosca a ŋanizem, 1945, ŋesavali, S. 011.
- 8 Vgl. Oniani, A.: a. a. O., S. 233.
- 9 Kartuli otxtavis . . . , S. 08.
- 10 Die Fälle, in denen in einem Satz Formen ein und desselben Sinnes einmal *m* aufweisen und ein andermal *gu*, unterzieht A. Tschikobawa einer eingehenden Untersuchung und betrachtet sie als Argumente, die die unterschiedliche Dialektherkunft dieser Präfixe beweisen (Čikobava, A.: a. a. O., S. 101–104). Unseres Erachtens haben wir es hier einfach mit einer Angleichung von Formen zu tun: anstelle von *m* wird in der Form *gu* verwendet (oder umgekehrt).
- 11 Dondua, K.: a. a. O., S. 293–295.
- 12 In beiden Redaktionen können unterschiedliche lexikalische Einheiten gleichen Inhalts auftreten. Im weiteren sind überall die Einheiten der C-Redaktion genannt.
- 13 Kartuli otxtavis . . . , S. 08.
- 14 Vgl. die von A. Čikobava aus dem Evangelientext von Opisa angeführten Beispiele. Čikobava, A.: a. a. O.
- 15 Das Matthäus- und das Markus-Evangelium gab V. Benešević heraus: Saxarebaj otxtavi qelnacertagan ŋig da ŋe ŋeltata, Peterburgi 1909 und 1911. Die übrigen beiden Texte gab I. Imnašvili heraus: Kartuli enis istoriuli kresťomatia, t. I, nac. I, 1970 (Lukas); ŋveli kartuli enis kaŋedris šromebi, 20, 1977 (Johannes).
- 16 Sakme mocikulta, gamosca i abulaŋem, 1956.
- 17 Kaŋolike epistoleta ŋveli versiebi, gamosca ket. lortkapanizem, 1956.
- 18 Paŋvles epistoleta kartuli versiebi, moamzades k. ŋoŋenizem da k. daneliam a ŋanizis redakciit, 1974.
- 19 Psalmunis ŋveli kartuli redakciebi, gamosca mz. ŋanizem, 1960.
- 20 Cxorebaj iovanesi da eptwimesi, gamosacemad daamzada iv. ŋavaxiŋvilma, gamosca a ŋanizem, 1946.

Heinz Fähnrich

Zum Wesen der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion

Die theoretische Fundierung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft verdeutlicht in besonders klarer Sicht das Wechselspiel von Praxis und Theorie in der sprachwissenschaftlichen Forschung. Gewonnen aus der Abstraktion von Erkenntnissen, die aus der Beschäftigung mit dem Sprachstoff erwachsen, bleiben die theore-

tischen Aussagen nicht isoliertes Wissensgut, sondern wirken auf die Praxis der wissenschaftlichen Arbeit zurück. In der Sinnbestimmung der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion ist die Wechselwirkung von Theorie und Praxis konzentriert.

Die Rekonstruktion ist in der historisch-vergleichenden

den Sprachforschung zu einer gewöhnlichen Erscheinung und als Arbeitsmittel unentbehrlich geworden. Ihre unterschiedliche Bewertung aber gibt Anlaß, die Frage nach ihrem Wesen aufzuwerfen.

Die Rekonstruktionen grundsprachlicher Verhältnisse beruhen auf dem Vergleich des Befundes genetisch verwandter Sprachen. Rekonstruiert werden können einzelne Morpheme, ganze Wörter, phonematische Systeme, Bedeutungen, der Satzbau usw. Praktisch ist jede sprachliche Erscheinung in der Vergangenheit rekonstruierbar, wenn die Voraussetzungen, d. h. das Material, dafür gegeben sind. In der Frage aber, welcher Wert den erschlossenen Größen beizumessen sei, gehen die Ansichten der Sprachforscher teilweise beträchtlich auseinander.

A. Schleicher schien von der geschichtlichen Wirklichkeit seiner Rekonstruktionen überzeugt, als er als erster einen zusammenhängenden Text in der indoeuropäischen Grundsprache rekonstruierte. Die historisch-vergleichende Erforschung der indoeuropäischen Sprachen schritt aber unaufhaltsam weiter, und aufgrund der neuen Erkenntnisse gewann der gleiche Text bei Hirt bereits ein völlig anderes Aussehen.

Mit der Anfechtung von Schleichers Stammbaumtheorie gelangte J. Schmidt folgerichtig zur Kritik am Realitätsgehalt der Rekonstruktion:

„Fallen also die in neuerer Zeit konstruierten Grundsprachen, die europäische, nordeuropäische, slawodeutsche, südeuropäische, gräcoitalische oder italokeltische dem Reiche des Mythos anheim, so schwindet auch die mathematische Sicherheit, welche man für die Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache schon gewonnen zu haben glaubte.“/1/

„Eine andere Schwierigkeit bei der Rekonstruktion der Ursprache entsteht aus der Verbreitung der Worte in historischer Zeit. In wie viel Sprachen ein Wort vorhanden sein muss, um Anspruch auf urindogermanischen Adel zu gewinnen, das schien nicht schwer zu entscheiden, wenn man sich die, in welcher Weise auch immer, nach rückwärts konvergierenden Linien eines Stammbaumes ziehen durfte. Diese Frage muss nun so lange unentschieden bleiben, bis man die Sprachen . . . darauf untersucht hat, wie sich die in mehreren Sprachen übereinstimmenden Erscheinungen geographisch verteilen.“/2/

„Die uns erscheinbare Grundform eines Wortes, Stammes oder Suffixes ist weiter nichts als das jeweilige Endergebnis unserer Forschungen über das betreffende Sprachelement und nur als solches für die Sprachgeschichte von Wert.“/3/

„Die Ursprache bleibt demnach bis auf weiteres, wenn wir sie als Ganzes betrachten, eine wissenschaftliche Fiction. Die Forschung wird durch diese Fiction allerdings wesentlich erleichtert, aber ein historisches Individuum ist das, was wir heute Ursprache nennen dürfen, nicht.“/4/

Der wissenschaftlichen Rekonstruktion stellen sich große Schwierigkeiten entgegen, die bisweilen die Möglichkeit der Rekonstruktion gänzlich in Frage stellen. Ein bedeutendes Hindernis stellt die Lückenhaftigkeit des uns erreichbaren Sprachmaterials dar: Ganze Sprachen sind spurlos untergegangen, von anderen besitzt man nur spärliche Angaben./5/ Aus der Vorgeschichte der Ägäis und Vorderasiens sind zahlreiche Völkernamen überliefert, die sprachlich ohne Bezug bleiben, weil von ihren Sprachen faktisch nichts übriggeblieben ist, so daß alle Vermutungen über ihre sprachliche Zugehörigkeit ohne Grundlage bleiben. Welche Sprachen die Leleger, Philister, Mossynoiken gesprochen haben, bleibt unbekannt, auch wenn es geistreiche Hypothesen gibt, die diese Fragen zu klären suchen. Nur wenig besser bestellt ist es mit dem Kassitischen. Hier verfügen wir zwar über dürftige Sprachreste, aber deren Menge und Aussagekraft ist

so gering, daß nur mit größten Vorbehalten weiterreichende Schlüsse gezogen werden können. Wenn Kassitisch *tu-ru-uh-na* „Wind“ mit hattisch *ta-a-ru* „Wettergott“ und Kassitisch *ma-āš-hu* „Gott“ mit hattisch *aš-hab* „Gott“ verglichen wird, so scheint sich eine Möglichkeit anzubahnen, das Kassitische vielleicht doch aus seiner Isoliertheit lösen zu können./6/ Aber dieser Weg ist mit außerordentlicher Vorsicht zu gehen, denn die Kargheit des Materials kann durch die strenge Einhaltung der Methode nicht voll ausgeglichen werden.

Schriftlose Sprachen bieten weniger Möglichkeiten zur Rekonstruktion als Sprachen mit langer schriftlicher Tradierung. Doch selbst die schriftliche fixierte Sprache gibt nicht das vollständige Bild der lebenden Sprache wieder, so daß auch die rekonstruierte Grundsprache nur als Annäherung an die wirklich gesprochene Grundsprache aufzufassen ist./7/

Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion sprachlicher Größen bereitet auch die Tatsache, daß Tochtersprachen unabhängig voneinander die gleichen Neubildungen hervorbringen können, die sich nur schwer von grundsprachlich überkommenen unterscheiden lassen./8/

Jespersen vertritt die Ansicht, die Erschließungen würden um so zweifelhafter, je größer ihr Ausmaß und der zeitliche Abstand zwischen Sprachbeleg und rekonstruierter Stufe sei. Deshalb seien erschlossene Formen nur sparsam und mit Vorsicht zu verwenden./9/

Eine wirklichkeitsnahe Charakteristik der Rekonstruktion gibt Hoenigswald:

„In a literal sense reconstruction procedures serve only to identify the number of contrasting entities in proto-language. But actually they do much more: they furnish presumptions about the location of these contrasts in the sequence . . . and they give us information on the physical nature of the protophones and proto-phonemes.“/10/

Bei allem Wert, den die Rekonstruktionen besitzen, stoßen sie doch oft auf große Hindernisse, die nicht einmal erkannt werden können. Angenommen, in einer Grundsprache hätte es drei Vokale gegeben: /ā/, /a/ und /o/. Von der Grundsprache lägen fünf rezente Tochtersprachen vor (I, II, III, IV, V). Das grundsprachliche /ā/ böte in den Tochtersprachen folgende Reflexe:

I: /e/, II: /e/, III: /e/, IV: /a/, V: /a/.

Das grundsprachliche /a/ böte in den Tochtersprachen folgende Reflexe:

I: /o/, II: /a/, III: /a/, IV: /o/, V: /a/.

Das grundsprachliche /o/ böte folgende Reflexe:

I: /u/, II: /o/, III: /o/, IV: /o/, V: /u/.

In diesem Fall könnten wir wohl /*a/ und /*o/ richtig rekonstruieren, doch auf ein /*ā/ käme man bei den vorliegenden Entsprechungen kaum. Statt dessen würde man /*e/ rekonstruieren. Für das System der Oppositionen spielt das eine untergeordnete Rolle, aber für die anzusetzende Natur des Vokals ist das entscheidend.

Solche Fälle können unter diesen Umständen zum Zeitpunkt des Vergleichs weder erkannt noch ausgeschlossen werden, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, tragen alle Rekonstruktionen bedingten Charakter.

Angesichts all dieser Schwierigkeiten sieht sich Delbrück veranlaßt zu fragen, ob es nicht besser sei, auf die Konstruktion von Urformen überhaupt zu verzichten, kann sich aber nicht dazu entschließen, dies zu empfehlen./11/

Meillet zeichnet ein zwar düsteres, aber realistische Teilaussagen enthaltendes Bild der Rekonstruktion:

„Die Entsprechungen lassen die Annahme von etwas Gemeinsamen zu, aber dieses Gemeinsame bleibt unbekannt, und man kann sich davon nur auf Grund von Hypothesen ein Bild machen, von unbeweisbaren Hypothesen: die Entsprechung allein ist also Gegenstand der Wissenschaft. Man kann eine verschwundene Sprache durch Vergleichung nicht rekonstruieren: Die Vergleichung der romanischen Sprachen gäbe weder eine genaue, noch eine vollständige Vorstellung vom Vulgärlatein. Es besteht kein Grund zur Annahme, die Vergleichung der idg. Sprachen sei lehrreicher; man kann das Indogermanische nicht rekonstruieren.“/12/ Und weiter: „Aber die Entsprechungen sind die einzigen Tatsachen, die ‚Rekonstruktionen‘ sind nur Formeln, mit denen man abgekürzt die Entsprechungen zum Ausdruck bringt.“/13/

Dempwolff sieht die Rekonstruktionen unter ähnlichem Aspekt:

„Bei einer solchen Ursprache kommt es gar nicht so sehr darauf an, eine historische Wirklichkeit aufzudecken, sondern vielmehr ein Bezugssystem für Vergleichszwecke zu schaffen.“/14/ „Ausdrücklich sei nochmals hervorgehoben, daß dieses Lautsystem nur ein wissenschaftliches Mittel der Sprachvergleichung sein soll und nicht den Anspruch macht, in vollem Umfang eine historische Wirklichkeit von Menschen gesprochener Laute zu erschließen.“/15/

In der modernen historisch-vergleichenden Sprachforschung besteht Einhelligkeit darüber, daß die Rekonstruktion keineswegs völlig der Realität entspricht. Daß man trotzdem nicht auf sie verzichten möchte, belegt, daß sie aus der Sprachgeschichtsforschung nicht mehr wegzudenken ist. Ihre Eigenschaften machen sie für die Wissenschaft so überaus praktikabel. Die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion stellt in erster Linie ein Arbeitsmittel dar, das die Verhältnisse einfach und klar bezeichnet, die in sprachlichen Entsprechungen zum Ausdruck kommen. So betrachtet, stellt die Rekonstruktion das Festhalten des jeweiligen Forschungsstandes dar. Mit dieser Fixierung des Wissenschaftsstandes ist aber gleichzeitig auch eine Deutung der Entsprechungen verbunden, so daß die Rekonstruktion statistisches Erfassen und wissenschaftliche Interpretation in sich vereint. Die Rekonstruktion leitet ihrer Natur nach von der Widerspiegelung rein numerischer Sachverhalte über die Anordnung der Kontrastgrößen zur physikalischen Beschaffenheit der erschlossenen Sprachgrößen über. Dieses für Vergleichszwecke geschaffene Bezugssystem wächst damit über sich und seine ursprünglichen Möglichkeiten hinaus und tastet sich an die historische Wirklichkeit heran. Damit soll keineswegs gesagt sein, die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion entspreche der geschichtlichen Realität der Sprache. Die Geschichte der Sprachwissenschaft könnte das vielfach widerlegen. Aber die Rekonstruktion ist als Annäherung an die Wirklichkeit zu betrachten, als eine stete Annäherung an die Wirklichkeit im Lauf der Forschung. So wird die Erschließung früherer sprachlicher Teilgrößen zu einem wertvollen Mittel der Erkenntnisgewinnung. Dieser Bestimmung kommt eine Eigenschaft der Rekonstruktion entgegen, die sie gestaltbar und korrigierbar macht: ihre Wandlungsfähigkeit.

Die Wandlungsfähigkeit der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion ist mannigfaltig belegbar. Die Geschichte der historisch-vergleichenden Sprachforschung ist ja ein einziger gewaltiger Prozeß des steten Umdenkens und Neubegreifens im Fluß der Forschung. Ein anschauliches Beispiel dafür ist der Wandel in der

Rekonstruktion des phonologischen Systems der spätgemeinkartwelischen Grundsprache. Hier kam es vor allem im Bereich der Alveolarphoneme zu einer rasch fortschreitenden Entwicklung sprachwissenschaftlicher Anschauungen, die im Wandel der Rekonstruktion ihren faßbaren Ausdruck fand.

Die Tatsache, daß georgischen Vorderalveolaren im Sanischen (Kolchischen) und Swanischen Hinteralveolare regelmäßig entsprechen (georg. mze „Sonne“, las. mžora, swan. miž; georg. zvavi „Lawine“, swan. žaj; georg. yna „Bruder“, san. žuma, žima, swan. žumil; georg. -is „Genitivsuffix“, san. -iž, swan. -iž; georg. sv- „trinken“, san. žv-, swan. žw-), den georgischen Hinteralveolaren dagegen in den anderen beiden Kartwelsprachen Konsonantengruppen aus einem alveolaren und einem vorderalveolaren Phonem (georg. čem-i „mein“, san. čkim-i, swan. mi-žgu; georg. čven-i „unser“, san. čkim-i, čkun-i, swan. gu-žgwe-j; georg. mačv-i „Dachs“, san. munčkv-i, munčk-i, georg. žua „Mitte“, san. žka, swan. isga, georg. žen-i „dein“, san. skan-i, swan. isgu), wurde zur Grundlage genommen, für das Gemeinkartwelische zwei alveolare Reihen anzusetzen: eine vorderalveolare und eine hinteralveolare. Beide Reihen hätten sich in ursprünglicher Form im Georgischen erhalten, während die anderen beiden Sprachen sekundäre Entwicklungen aufzuweisen hätten. Aus den Vorderalveolaren entstanden im Sanischen und Swanischen Hinteralveolare, während aus den Hinteralveolaren im Sanischen und Swanischen besondere Konsonantengruppen entstanden./16/ Dieser auf der Vorarbeit von A. Cagareli und N. Marr basierende Schluß war eine wichtige Erkenntnis, hatte aber von vornherein den Nachteil, daß nicht sämtliches Material adäquat Berücksichtigung fand. Das Bestehen sanischer und swanischer vorderalveolarer Entsprechungen für georgische Vorderalveolare ging nicht in die Rekonstruktion ein, sondern wurde anders erklärt: Die sanischen und swanischen Vorderalveolare seien entweder in aus dem Georgischen entlehntem Material vorhanden oder stellten Angleichungen an das georgische Material dar. Doch die Regelmäßigkeit der vorderalveolaren Phonementstimmungen im Grundwortschatz (in den Wurzel- und Affixmorphemen) schließt die Erklärung der Entlehnung oder Angleichung aus.

Diesen Gegebenheiten Rechnung tragend, rekonstruierte V. Polak für das spätgemeinkartwelische Konsonantensystem vier Reihen im alveolaren Bereich: 1. verstärkte Vorderalveolare, 2. schwache Vorderalveolare, 3. verstärkte Hinteralveolare, 4. schwache Hinteralveolare./17/ Polaks Rekonstruktion liegt außer den drei genannten Entsprechungen (georg. Vorderalveolar – san. und swan. Vorderalveolar; georg. Vorderalveolar – san. und swan. Hinteralveolar; georg. Hinteralveolar – san. und swan. Konsonantengruppe) eine vierte Entsprechung zugrunde: georg. Hinteralveolar – san. und swan. Hinteralveolar. Doch bei dieser vierten Entsprechung im alveolaren Bereich übersah Polak, daß es sich um ein typisches „Fremdlautgesetz“ im Sinne von N. Trubetzkoy/18/ handelt, wodurch sein Rekonstruktionsversuch hinfällig wurde.

Eine andere Interpretation der Entsprechungen und damit eine andere Rekonstruktion des Alveolarbereichs des gemeinkartwelischen phonematischen Systems gab K. H. Schmidt/19/, der als Ausgangspunkt für die Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan. Vorde-

ralveolar im Spätgemeinkartwelischen Vorderalveolare ansetzte, während er für die Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan. Hinteralveolar als Ausgangsphoneme Hinteralveolare ansetzte. Die Entsprechung georg. Hinteralveolar: san. und swan. Konsonantengruppe erklärte er als Verschmelzung des Konsonantenkomplexes zu einem Hinteralveolar im Georgischen ähnlich der Entwicklung in den germanischen Sprachen/20/, wodurch er die Rekonstruktion einer dritten alveolaren Reihe umging. Mit dem von K. H. Schmidt vorgeschlagenen Lösungsversuch lassen sich aber die aus Sibilant und Velarexplosiv bestehenden Konsonantengruppen der georgischen Sprache nicht erklären, die in vielen Fällen nicht als Sanismen zu betrachten sind. Dieser und weitere Widersprüche legen es nahe, den Rekonstruktionsversuch von K. H. Schmidt zu verwerfen.

Am besten trägt die von G. Mačavariani/21/ vorgenommene Rekonstruktion des spätgemeinkartwelischen Konsonantensystems den in den Kartwelsprachen vorliegenden Phonementsprechungen im alveolaren Bereich Rechnung. Er rekonstruierte für das gemeinkartwelische phonologische System drei lokale Reihen von Sibilanten: 1. Vordersibilanten (Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan. Vorderalveolar), 2. Mittelsibilanten (Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan. Hinteralveolar), 3. Hintersibilanten (Entsprechung georg. Hinteralveolar: san. und swan. Konsonantengruppe), wobei er durchaus anerkannte, daß die phonetische Kennzeichnung der drei Alveolarreihen bedingten Charakter trägt und auch aufgrund anderer Interpretationen verändert werden könnte./22/

Die oben geschilderte stufenweise Veränderung der Rekonstruktion des spätgemeinkartwelischen phonematischen Systems führte zu einer bedeutenden Annäherung an die geschichtliche Sprachwirklichkeit, die sich in der Abnahme der Widersprüche zwischen Rekonstruktion und Sprachbelegen äußert.

Ähnliche Veränderungen von Rekonstruktionen grundsprachlicher Größen lassen sich auch auf anderen Gebieten belegen, beispielsweise in der Lexik.

Aus den Wörtern georg. *puṭkar-i* „Biene“, las *buṭkuṣ-i* erschloß G. A. Klimov/23/ die kartwelische Ausgangsform **buṭkar-*, wobei er den georgischen Anlaut als Ergebnis des Stimmhaftwerdens des anlautenden /b/ betrachtete, wohingegen G. Mačavariani las. *buṭkuṣ-i* < **puṭkuṣ-i* annimmt, womit er zu der kartwelischen Grundform **puṭkar-* gelangt. Sein Argument, das Stimmloswerden von anlautendem [b] im Georgischen unter dem Einfluß der Konsonantengruppe [tk] sei für das Georgische nicht kennzeichnend, wirkt überzeugend./24/

Auf der Grundlage georgischer und sanischer Lexik (georg. *tixa*, altgeorg. *tiqa-j* „Ton, Lehn“, san. *dixa* „Boden, Erde“) wurde die gemeinkartwelische Grundform **tiqa* rekonstruiert, wobei im Sanischen Dissimilation des /t/ zu /d/ in der Nachbarschaft von /x/ angenommen wurde./25/ Doch sanisches Wortgut belegt, daß die Phonemfolge /tVx/ durchaus anzutreffen und nicht dissimilatorischen Veränderungen unterworfen ist. Dagegen gibt es untrügliche Beispiele innerhalb des Georgischen, daß hier stimmhafte anteriorische Konsonanten im Anlaut unter dem Einfluß eines folgenden /q/ bzw. /x/ stimmlos werden (*perqi*, *cixe*), wodurch die Rekonstruktion von kartwelisch **diqa* größere Wahrscheinlichkeit gewinnt./26/

Die regelmäßigen Entsprechungen georg. *xox-v-a* „kriechen“, san. *xox-u-a* führten zur Rekonstruktion des gemeinkartwelischen **xox-/27/* Aber das Auffinden mit /q/ anlautender Formen dieses Etymons in georgischen Dialekten, die das /q/ bewahrt haben/28/, zwingt zur Rekonstruktion von **qoq-*.

Andererseits können auch erschlossene Grundformen durch neu gefundene etymologisch zugehörige Lexik gestützt und sicherer gemacht werden. In der Fachliteratur wird georg. *qvl-ep-a* „Fell abziehen, berauben“ mit swan. *qwep-* „Fell abziehen, bleichen“ verbunden/29/ und die Vermutung ausgesprochen, das swanische Wort könne auf **qwl-ep* zurückgehen. Diese Rekonstruktion wird durch das sanische Wortgut (mingr. **vil-* „töten“, las. *qvil-*) untermauert.

Georg. *gr-a* „fallen, werfen“ wird mit swan. *li-ger* „schlagen“ in Verbindung gebracht./30/ Das georgische Verbalsubstantiv läßt keinen Schluß auf die Natur des ursprünglichen Wurzels vokal zu, denn das Wurzelmorphem befindet sich auf der vokalischen Nullstufe. Doch der swanische Vokalismus legt die Vermutung nahe, als Wurzelsvokal auf der Normalstufe sei /e/ anzusetzen. Diese Rekonstruktion findet ihre Stütze im sanischen Vokalismus (mingr. **ar-* „bewegen“, las. *gar-* „sammeln, werfen“).

Die Wandlungsfähigkeit der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion bietet die Gewähr für ihre ständige Verbesserung und Entwicklung, für ihre stete Annäherung an die ehemalige Wirklichkeit. Das Kriterium für die Stichhaltigkeit oder Unbrauchbarkeit einer Rekonstruktion ist die sprachwissenschaftliche Praxis in ihrer Gesamtheit. In der Praxis des Forschens werden die aufgestellten Rekonstruktionen immer von neuem Prüfungen unterworfen, die zur Verbesserung der Bestehenden zwingen. Unter sprachwissenschaftlicher Praxis ist ein weiteres Arbeitsfeld zu verstehen, das sich nicht nur auf rein linguistische Anliegen beschränkt, sondern auch von der Sprachwissenschaft auf andere Wissensgebiete übergreift und dabei Überlappungen schafft, die weit in andere Wissenschaften, beispielsweise die Ethnographie, hineinreichen, wodurch letztlich die Sprachwissenschaft wichtige Anstöße und Anregungen für ihre weitere Entwicklung erhält.

Die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion kann nach Methode und Zielstellung verschiedener Art sein. Die äußere Rekonstruktion stützt sich bei der Erschließung nicht belegter sprachlicher Größen auf den Vergleich von Material verschiedener genetisch verwandter Sprachen bzw. von Material ein und derselben Sprache aus unterschiedlichen Mundarten.

Je nach dem Gegenstand der Rekonstruktion werden phonologische, morphonologische, morphologische, syntaktische, lexikalische, semantische usw. Rekonstruktion unterschieden. Von der Rekonstruktion im phonologischen Bereich war schon die Rede, die Rekonstruktion morphonologischer Größen trägt noch umfassenderen Charakter, denn sie setzt die phonologische Rekonstruktion voraus und baut auf ihr auf. Phonologische, morphonologische und morphologische Rekonstruktion gehen Hand in Hand mit der lexikalischen Rekonstruktion. Die Erschließung der Einheiten der Sprache, die keine Bedeutung tragen, phonematischer und morphonematischer Größen, ist ja notwendigerweise an bedeutungstragende Elemente gebunden, und hier

tritt im Fluß der sprachwissenschaftlichen Erschließung das Wesen der Sprache und der Doppelcharakter des sprachlichen Zeichens deutlich hervor. Die historisch-vergleichende Sprachforschung fußt auf der Zweiseitigkeit des sprachlichen Zeichens, während die unilaterale Zeichenauffassung für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft bisher der praktischen Anwendbarkeit entbehrt.

Große Teile des morphonologischen Systems einer Grundsprache sind rekonstruierbar, wenn hinreichend Vergleichsmaterial vorhanden ist. Selbst dann, wenn durch die äußere Rekonstruktion keine schlüssige Aussage möglich ist, können Analogieschlüsse anhand schon gewonnener Daten über den Aufbau des Systems und die Anordnung seiner Einzelteile gezogen werden. Die Rekonstruktion von Teilen des frühgemeinkartwelischen morphonologischen Systems vermag das gut zu veranschaulichen.

Von den theoretischen möglichen Konsonantenkombinationen der frühgemeinkartwelischen Wurzelmorpheme des Typs CVC (Konsonant – Vokal – Konsonant) ist nur ein Teil belegbar. Es entsteht die Frage, wodurch das Fehlen bestimmter Kombinationen zu erklären ist, ob es sich um Zufall handelt oder um systembedingte Leerstellen. Offenbar ist nicht allen Leerstellen die gleiche Bedeutung beizumessen. Einige Leerstellen können rein zufälliger Natur sein, hervorgerufen durch die Lückenhaftigkeit des uns zur Verfügung stehenden Materials oder durch den Umstand, daß die Sprache nicht alle kombinatorischen Möglichkeiten genutzt hat, die ihr vom System geboten wurden. Daß die Kombination $*kV\check{c}$ nicht belegbar ist, läßt sich nicht dahingehend interpretieren, daß sie etwa vom System ausgeschlossen wäre, denn andere Kombinationen von $/k/$ mit alveolaren stimmlosen Affrikaten ($*kVc$, $*kVc_1$) sind durch Material gesichert.

Dagegen fällt auf, daß die Kombinationen labialer Konsonantenphoneme untereinander bei diesem Morphemtyp fehlen. Für die frühgemeinkartwelische Grundsprache nicht nachweisbar sind die Wurzelmorpheme $*bVb$, $*bVp$, $*bVg$, $*pVb$, $*pVp$, $*pVm$ usw. Das scheint die Folgerung zuzulassen, daß Konsonantenkombinationen dieser Art vom frühgemeinkartwelischen morphonologischen System ausgeschlossen waren. Doch dem steht entgegen, daß im Georgischen Wörter mit den Kombinationen bVm bzw. bOm (vabam „ich binde an“, bmo „Schorf“) anzutreffen sind, die, falls sie sich ins Gemeinkartwelische zurückprojizieren ließen, im Frühgemeinkartwelischen eine Struktur $*bVm$ ansetzen ließen. Was die Form vabam anbelangt und alle damit im Zusammenhang stehenden Formen, so macht das Aoristverhältnis deutlich, daß es sich bei dem $b-am$ um zwei Morpheme handelt (Wurzelmorphem $b-$ und Affixmorphem $-am$). Schwieriger steht es um bmo , wo sich das Wort nicht einfach zergliedern läßt, obwohl denkbar wäre, daß wir es auch hier mit einer Ableitung von $b-ma$ zu tun haben könnten. Fest steht hier nur, daß aufgrund des Fehlens sanischer und swanischer Äquivalente sich georg. bmo vorerst nicht auf gemeinkartwelisches Niveau zurückführen läßt. Theorie und Praxis haben bei der Lösung dieser Frage Hand in Hand zu gehen. Derjenigen Lösung ist der Vorzug zu geben, die am einfachsten und widerspruchsfrei allen bekannten Sprachdaten gerecht wird. In diesem Fall ist anzunehmen, daß alle Kombina-

tionen labialer Konsonanten im frühgemeinkartwelischen Wurzelmorphemtyp CVC vom System her unzulässig waren. Diese theoretische Lösung wird gestützt durch Parallelen im dentalen, alveolaren und postalveolaren Bereich, wo gleichfalls Kombinationen dentaler bzw. alveolarer und postalveolarer Konsonanten untereinander systembedingt unmöglich waren. Dazu kommt, daß sich das frühgemeinkartwelische morphonologische System bei der Realisierung des Wurzelmorphemtyps CVC durch eine konsequente Kongruenz auszeichnet: eine Kombination, die im System möglich ist (z. B. $*dVb$), ist auch in ihrer Umkehrung möglich ($*bVd$). Dagegen sind Kombinationen, die vom System ausgeschlossen sind (z. B. $*tVq$ und $*ç_1V\check{s}$), auch in ihrer Umkehrung nicht realisierbar. Das trifft auch auf die Kombination $*mVb$ zu, die systembedingt nicht realisiert war, woraus sich wiederum der Schluß auf die Unmöglichkeit ihrer Umkehrung $*bVm$ ergibt.

Die morphologische Rekonstruktion der gemeinkartwelischen Grundsprache ergibt mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß das grundsprachliche Kasusystem einfacher war als das der aus der gemeinkartwelischen Grundsprache hervorgegangenen Einzelsprachen. Für die Grundsprache lassen sich zwar Dativ (georg. $-s$, san. $-s$, swan. $-s$; gemeinkartwel. $-s$), Genitiv (georg. $-is$, san. $-i\check{s}$, swan. $i\check{s}$; gemeinkartwel. $-s_1$) und andere Fälle rekonstruieren, aber schon beim Ergativ streben die Formen der modernen Kartwelsprachen derart auseinander, daß die Annahme berechtigt erscheint, der Ergativ sei der Grundsprache fremd gewesen. Das Ergativsuffix des Georgischen lautet $-man$, des Sanischen $-k$, des Swanischen $-d$ und $-m$. Diese verschiedenartigen Formationen sind nicht auf eine Grundform zurückführbar. Und doch gelingt es, ein kleines Stück weiter in die Vergangenheit vorzustoßen, als es diese Affixe erlauben. Das georgische Ergativsuffix $-man$ ist pronomialer Herkunft. Georg. man ist die Ergativform eines ursprünglichen Demonstrativpronomens: $ma-s$ (Dativ), $m-is$ (Genitiv), $ma-n$ (Ergativ). Aus dieser Form ist ersichtlich, daß in dem heutigen georgischen Ergativsuffix $-man$ ein älteres Ergativzeichen $-n$ abzutrennen ist. Dieses $-n$ findet sich in der Form des Fragepronomens $vi-n$ wieder, dessen nominativische Funktion nach H. Schuchardt sekundär ist. Dieses für die georgische Sprache nachweisbare Ergativsuffix $-n$ kann auch im Sanischen belegt werden: $mi-n$ (wer?). Doch im Swanischen fehlt jeder Hinweis auf ein derartiges Suffix. Dieser Umstand gestattet es lediglich, das Ergativsuffix $-n$ für die Zeit der georgisch-sanischen Spracheinheit zu rekonstruieren, obwohl nicht auszuschließen ist, daß es vielleicht früher auch im Swanischen vorhanden war und dann verloren gegangen ist. Daraus ergibt sich für die theoretische Sicht der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion eine wichtige Folgerung. Da nicht abzusehen ist, in welchen Sprachen welches Material ausgefallen ist, sich auch nicht ermitteln läßt, ob nicht vielleicht die eine oder andere sprachliche Erscheinung in allen Sprachen einer Sprachfamilie völlig verlorengegangen ist, muß man sich von vornherein bescheiden, nicht das gesamte System einer Grundsprache rekonstruieren zu können, sondern stets nur Teile davon.

Die syntaktische Rekonstruktion bereitet ungleich größere Schwierigkeiten als die morphologische, denn für die Syntax fehlt die Möglichkeit, in gleicher Art über die

regelmäßigen Phonementsprechungen zu systematisieren, wie das in der Morphologie möglich ist. Voraussetzung für weite Bereiche der syntaktischen Rekonstruktion in Sprachen, die über morphologische Mittel verfügen, ist die Rekonstruktion der Morphologie, weil die Erschließung bzw. Nichterschließung bestimmter Formationen in der Grundsprache bereits Schlüsse auf deren grundsprachliche Funktion zuläßt.

Die syntaktische Reihung entzieht sich bisher in starkem Maße der Rekonstruktion, doch scheint sich hier ein Zugang durch die Berücksichtigung morphologischer Gegebenheiten zu eröffnen. Die morphologische Reihung ist in gewisser Weise als erstarrte ehemalige syntaktische Reihung aufzufassen. Wenn in einer Sprache dem Verbalstamm als Suffix zuerst ein Personenzeichen und danach ein Numeruszeichen angefügt wird, kann man folgern, daß die Syntax vor dem Verwachsen der Suffixe mit dem Verbalstamm die gleiche Reihenfolge zeigte: zuerst stand ein Wort, das den Bedeutungskern des späteren Verbs beinhalten, dann folgte ein Wort zum Ausdruck der Person, dann eines zur Bezeichnung des Numerus. Diese im großen und ganzen annehmbare Folgerung kann aber nicht über alle Unsicherheiten hinweghelfen. Die heute vorliegende Reihenfolge der Morpheme in einer komplizierten Verbalform muß nicht in jedem Fall gleichbedeutend mit der früheren syntaktischen Reihenfolge sein. Die altgeorgische Verbalform *da-u-çer-e* „ich habe ihm geschrieben“ läßt nicht etwa den Schluß zu, man könne die historische Syntax völlig analog der Morphologie ansetzen. Das ist zwar vom Prinzip her der Fall, bedarf aber im einzelnen gründlicher Untersuchung. In diesem Fall sind der Form zwei Morpheme ursprünglich zusätzlich anzusetzen, die im Verlauf der Entwicklung ausgefallen sind: **da-v-h-u-çer-e*. /31/

Ebensowenig faßbar ist durch die rezente morphologische Reihung die frühere Tmesis. Diese im Altgeorgischen stark verbreitete Erscheinung (z. B. *tkuen* *še-ara-xualt* *da šemavalt* *agenebt* „ihr geht nicht hinein und haltet die Hineingehenden auf“, *da mi-vinme-ugo mas ertman erisaganman* „und einer von den Leuten antwortete ihm“) ist im Neugeorgischen gar nicht mehr vorhanden. Gäbe es keine altgeorgischen Sprachdenkmäler, hätte man aus heutiger Sicht nicht den geringsten Anhaltspunkt, für die altgeorgische Sprache eine Tmesis zu rekonstruieren.

Allerdings sind aus der morphologischen Reihung auch zahlreiche wichtige Erkenntnisse gewinnbar. Die Tatsache, daß in den modernen Kartwelsprachen Georgisch, Sanisch (Kolchisch) und Swanisch an die Verbalwurzel ganze Ketten von Prä- und Suffixen treten können, deren Reihenfolge unveränderlich ist, gestattet verschiedene Interpretationen in bezug auf die Syntax der gemeinkartwelischen Grundsprache. Die Charaktervokale, die Beziehungen zwischen der Handlung und den von der Handlung betroffenen Nominalbestandteilen des Satzes (Subjekt, direktes Objekt, indirektes Objekt) zum Ausdruck bringen, stehen unabhängig von der Anzahl anderer Affixe im Verbalgefüge immer unmittelbar vor der Verbalwurzel. Diese innige Verbindung von Charaktervokal und Verbalwurzel deutet darauf hin, daß die lexikalischen Einheiten, aus denen die Charaktervokale entstanden, früher unmittelbar vor dem Verb standen, so daß sie im Laufe der Zeit mit ihm verwachsen konnten. Gleichzeitig sind sie Ausdruck der ältesten Funktion des

gemeinkartwelischen Verbs und belegen, wie grundlegend gerade ihre Aufgabe bei der Herausbildung der kartwelischen Verbalgestalt gewesen ist. Die morphologische Nähe der Charaktervokale zur Verbalwurzel ist Zeichen ursprünglicher syntaktischer Nähe und äußerst enger, wesentlicher Beziehungen im Satz.

Die lexikalische Rekonstruktion läßt am besten erkennen, daß die Rekonstruktion sprachlicher Zeichen infolge der Doppelnatur des Zeichens zwei Seiten umfaßt: die formale (lautliche) Rekonstruktion und die inhaltliche (semantische) Rekonstruktion. Gibt es für die formale Rekonstruktion feste methodische Grundlagen, die auf der Evidenz der regelmäßigen Phonementsprechungen (durch spontanen Lautwandel) und ihrer wiederum regelmäßigen Abweichungen (durch kombinatorischen Lautwandel) fußen, so fehlen ähnliche Hilfsmittel im semantischen Bereich.

Ob die semantische Differenzierung der grundsprachlichen Einheiten systemlos erfolgt oder die sprachwissenschaftliche Forschung zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur noch nicht in der Lage ist, die Regelmäßigkeit semantischer Änderungen zu erkennen, wird zwar viel erörtert, muß aber vorläufig offen bleiben. Tatsache ist nur, daß die formale Seite der lexikalischen Rekonstruktion strengen methodischen Grundsätzen unterliegt, worauf letztlich auch der Nimbus der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft als des exaktesten Gebietes der Gesellschaftswissenschaften beruht, während die semantische Rekonstruktion noch weitgehend subjektivem Abwägen unterliegt. Das äußert sich besonders deutlich bei der Erarbeitung etymologischer Wörterbücher, in denen lexikalische Rekonstruktionen geboten werden. Es fällt auf, daß hier den Grundsprachen eine Unzahl lexikalischer Einheiten allgemeiner Natur oder abstrakter Bedeutung zugeschrieben wird, die sich bei näherer Untersuchung nur als Ausdruck des Unvermögens herausstellen, aus der Vielzahl der konkreten Einzelbedeutungen die ursprüngliche konkrete Einzelbedeutung der grundsprachlichen lexikalischen Einheit zu gewinnen. Auf welche semantische Ausgangsgröße lassen sich georg. *mṭveri* „Staub“, las. *mṭveri* „Staub, Asche“ und swan. *ṭwi* „Erde“ zurückführen? Ähnlich verhält es sich mit dem Etymon georg. *koni* „Fett“ und las. *kuni* „Hirn“. Selbst wenn man in diesem Fall so weit geht, Material aus daghestanischen und nachischen Sprachen zur Klärung heranzuziehen, bleibt die semantische Rekonstruktion unsicher, denn diese Sprachen fügen den beiden bisher bekannten Bedeutungen „Fett“ und „Hirn“ eine weitere hinzu: „Fleisch“ (tschetschenisch *honulla* „Fett“, andisch *honu* „Hirn“, awarisch *han* „Fleisch“).

Der herkömmlichen äußeren Rekonstruktion wird die innere Rekonstruktion gegenübergestellt. /32/ Die Gegenüberstellung beruht auf der Verschiedenheit des Materials, das für beide Arten der Rekonstruktion als Ausgangsgrößen verwendet wird, aber auch auf der Unterschiedlichkeit der Methode, die sich zwingend aus der Art des Stoffes ergibt. Die innere Rekonstruktion findet Anwendung, wenn Material ein und derselben Sprache ohne Hinzuziehung verschiedener Dialektformen zum Ausgangspunkt genommen wird. Die Verfahren, die im einzelnen bei der inneren Rekonstruktion angewendet werden, tragen verschiedenen Charakter. Ihre Materialbedingtheit macht sie vom Prinzip her gestaltungsreicher

als das Verfahren bei der äußeren Rekonstruktion, obwohl beiden, der äußeren wie der inneren Rekonstruktion, die gleiche Betrachtungsweise, das Vergleichen, zugrunde liegt. Unterschiedlich ist aber, was verglichen wird und wie die Ergebnisse des Vergleichs verwertet werden. Stützt sich die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft bei der äußeren Rekonstruktion der lautlichen Seite sprachlicher Zeichen auf die Systemhaftigkeit der Lautveränderungen, so nutzt die innere Rekonstruktion das Sprachsystem in seiner relativen statischen Beschaffenheit, um daraus Schlüsse auf den Sprachwandel zu ziehen. Bei der äußeren wie bei der inneren Rekonstruktion werden aus synchroner Sprachbetrachtung Schlüsse auf die Diachronie der Sprache gezogen.

Die einzelnen Verfahren bei der inneren Rekonstruktion können in Abhängigkeit vom Material sehr verschiedenartig sein. Einen wesentlichen Anwendungsbereich haben Betrachtungen auf typologisch-funktionaler Grundlage und Schlüsse nach dem Analogieprinzip gefunden.

Nach der gemeinkartwelischen Wurzeltheorie/33/ weist ein gemeinkartwelisches Wurzelmorphem die grundlegende gesetzmäßige Form CVC (C = Konsonant, V = Vokal) auf, wobei C durch S (S = Sonant) ersetzt werden kann. Mit der Methode der äußeren Rekonstruktion gewann man beispielsweise folgende Wurzelmorpheme:

CVC: *tes „säen“

*qed „gehen“

*dab „Siedlung, Feld“

CVS: *ber „wehen“

*qel „Hand“

*ç₁er „ritzen, schreiben“

SVC: *laß „Lippe“

*wed „gehen“

*wac₁ „Bock“

SVC: *wel „blitzen“

*wal „gehen“

*jor „zwei“./34/

Von dieser Struktur weichen einige gemeinkartwelische Wurzelmorpheme ab, die anstelle eines einfachen Konsonanten (bzw. Sonanten) einen dezessiven harmonischen Konsonantenkomplex oder Labialkomplex aufweisen:

*racx „zählen“

*ç₁gal „Wasser“

*ç₁wet „Tropfen“

*reyw „zerstören“.

Diese durch die Methode der äußeren Rekonstruktion gewonnenen Erkenntnisse lassen sich innerhalb des gemeinkartwelischen morphologischen Systems durch die Methode der inneren Rekonstruktion weiterentwickeln. Auf der Grundlage typologisch-funktionalen Vergleichens gelangt man zum Schluß, daß die dezessiven harmonischen Konsonantenkomplexe und die Labialkomplexe in diesen Fällen von der Warte der Wurzelstruktur homogene Einheiten darstellen, die in ihrer Funktion einfachen Konsonanten gleichzusetzen sind, woraus sich wiederum die Folgerung ergibt, daß die im Spätgemeinkartwelischen den einfachen Konsonanten funktional gleichkommenden Komplexe auf einer noch früheren Stufe der gemeinkartwelischen Grundsprache nicht nur funktional, sondern auch materiell (phonetisch) einfachen Konsonanten gleichkamen, also ursprünglich Monophoneme darstellten, die sich erst im

Laufe der Zeit in mehrere verschiedene Phoneme aufspalteten./35/

Die Methode der inneren Rekonstruktion gestattet folglich dort, wo durch die äußere Rekonstruktion anscheinend keine weiteren Einsichten zu gewinnen sind, eine größere Zeittiefe zu erreichen./36/ Die innere Rekonstruktion stellt insofern eine Ergänzung und Vertiefung der äußeren Rekonstruktion dar.

Die andere Anwendungsweise der inneren Rekonstruktion beruht auf dem Analogieprinzip. Ein Beispiel aus der historisch-vergleichenden Erforschung der Kartwelsprachen soll das verdeutlichen. Georgischen Hinteralveolaren entsprechen im Sanischen und Swanischen regelmäßig Konsonantenkomplexe, bestehend aus einem Hinteralveolar und einem Vordervelar

georg. š: san. šk: swan. šg

georg. laš „Lippe“, las. lešk.

georg. št- „ersticken, erwürgen“, san. škvid-, swan. šgwid-

georg. mš „hungern“, san. (m)šk-

georg. č: san. čk: swan. šk

georg. čed- „schmieden“, san. čkad-, swan. škad.

georg. čir- „brauchen“, mng. čkir-, swan. čkyr-

georg. čr- „knarren“, las. čkir- usw.

Von diesen auf spontanem Lautwandel beruhenden regelmäßigen Sibilantenentsprechungen weichen einige Fälle ab, in denen einem georgischen Hinteralveolar im Sanischen und Swanischen Konsonantengruppen aus Vorderalveolar und Vordervelar entsprechen (georg. š: san. sk: swan. sg). Da die Lexik, in der diese Entsprechungen auftreten, nicht den Eindruck von Lehnwort erweckt, liegt es nahe, diese Abweichungen auf kombinatorische Ursachen zurückzuführen. Es gelingt nachzuweisen, daß die Entsprechung georg. š: san. sk: swan. sg anstelle der zu erwartenden Entsprechung georg. š: san. šk: swan. šg immer dann belegt ist, wenn dem / *š/ ein / *w/ folgte./37/:

georg. m-šv-en-ier- „schön“, mng. šk-v-am-, las. m-skvan-, swan. mu-sgw-en u. a./38/

Diese Entsprechung tritt auch bei dem Possessivpronomen der 2. Person Singular auf: georg. šen-i, san. skan-i, swan. i-sgw-i, was darauf hindeutet, daß in der gemeinkartwelischen Form dieses Possessivpronomens ein / *w/ anzusetzen ist, das in der georgischen und sanischen Form verlorengegangen ist. Durch diese Rekonstruktion des Possessivpronomens der 2. Person Singular wird es möglich, auch das entsprechende Personalpronomen zu rekonstruieren, denn die Possessivpronomina der Kartwelsprachen sind Ableitungen der rekonstruieren, denn die Possessivpronomina der Kartwelsprachen sind Ableitungen der jeweiligen Personalpronomina. So ergeben sich für das Gemeinkartwelische folgende Formen: *šwe-na „du“, *čwe-na „wir“, *tkwe-na „ihr“. Es fällt auf, daß all diesen Formen das Element *we gemeinsam ist. Nur in der 1. Person Singular fehlt in den modernen Kartwelsprachen jeder Hinweis auf dieses Element: georg. mena „ich“, san. man, swan. mi. Die Methode der inneren Rekonstruktion gestattet es, in Analogie zu den anderen Formen der Personalpronomina auch bei der 1. Person Singular dieses Element anzusetzen, so daß ein festes System erkennbar wird:

	Singular	Plural
1. Person	*m-we-na	č-we-na
2. Person	š-we-na	tk-we-na/39/

Der Ausfall des w-Elements in den kartwelischen Formen der 1. Person Singular ist damit zu erklären, daß der gemeinkartwelischen morphonematischen Struktur Konsonantenkomplexe, bestehend aus einem Labialkonsonanten und einem /*w/, fremd und vom System ausgeschlossen waren. Das trifft auch auf die modernen Kartwelsprachen zu. Konsonantenkomplexe wie /*mw/, /*bw/, /*pw/ und /*gw/ waren ebenso ausgeschlossen wie ihre Umkehrungen. Noch heute werden in den Kartwelsprachen Komplexe dieser Art vermieden (georg. ambav-i „Geschehnis“, Genitiv amb-is < *ambv-is; obol-i „Waise“, Genitiv obl-is < *obvl-is u. a.). Nur an den Morphemgrenzen können bei Affigierung Komplexe dieser Art entstehen./40/ So kommt der Form *mwena aus diesem Grunde nur systemtheoretische Bedeutung zu, denn sie dürfte aus den oben erwähnten Gründen von Anfang an, dem Zwang des morphonologischen Systems der Grundsprache folgend, umgestaltet worden sein.

Außer der materiellen Wiederherstellung früherer Sprachformen ist die Rekonstruktion auch in der Lage, bis zu einem gewissen Grade die zeitliche Abfolge sprachlicher Prozesse festzustellen und damit eine relative Chronologie zu schaffen. Beispielsweise ist exakt nachweisbar, daß die Spirantisierung sibilantischer Affrikaten, die unter bestimmten Bedingungen im Swanischen vor sich ging, erst nach der Aufspaltung der gemeinkartwelischen Grundsprache in Einzelsprachen erfolgte. Ebenso erst einzelsprachlicher Zeit zuzuordnen ist die Superierung zahlreicher nichtharmonischer Konsonantengruppen des Sanischen durch Einschub anaptyktischer Vokale, Verwandlung der nichthomogenen Gruppen in homogene oder Verlust des ersten Konsonanten der Gruppe./41/ Am Beispiel des gemeinkartwelischen Wurzelmorphems *kvb läßt sich folgender zeitlicher Ablauf in der Veränderung der lautlichen Seite des sprachlichen Zeichens feststellen: 1. Durch Anfügung eines Suffixes verliert die Wurzel nach dem Prinzip, daß nur ein Vokal auf der Vollstufe stehen kann, den ursprünglichen Wurzelvokal: kb-. 2. Nach der Differenzierung der Grundsprache in Einzelsprachen bleibt im Georgischen die Konsonantengruppe des Gemeinkartwelischen erhalten (kb-en, kb-il-), während im Sanischen der Konsonantenkomplex durch Anaptyxe getilgt wird (kib-ir). Dabei ist bemerkenswert, daß der anaptyktische Vokal die Natur des Suffixvokals besitzt.

Die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion und die darauf beruhende Schaffung einer relativen Chronologie für die sprachlichen Veränderungen hat weitgreifende Bedeutung für andere Gebiete der Sprachwissenschaft und sogar über deren Grenzen hinaus. Sie dient als Hilfsmittel für weitere sprachhistorische Forschungen und für die Geschichtsforschung, vor allem für die Klärung der Vorgeschichte. Die Rekonstruktion gestattet Schlüsse auf die Geschichte der Sprachträger, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, ihre gesellschaftliche Entwicklung, ihr Weltbild und ihre Lebensbedingungen, ihre materielle und geistige Kultur, auf die natürliche Umwelt der Sprachträger, ihre geographische Lokalisierung, gestattet die Ermittlung der früheren Nachbarvölker und der Art der gegenseitigen Beeinflussung und vieles andere mehr. Die Komplexität dieser Fragestellungen, die große Zahl von Dingen, die es dabei zu berücksichtigen gilt, aber auch die Veränderlichkeit der Größen, mit denen hier gearbeitet wird, bedingen äußerste Behutsamkeit und

Umsicht bei der Lösung dieser Probleme. Obwohl die Beschäftigung mit diesen Fragen schon eine eigene Geschichte besitzt/42/, hat gerade der Werdegang dieses Wissenschaftszweiges gezeigt, wie problematisch es hierbei ist, gesicherte Ergebnisse zu erlangen. Die Schwierigkeiten haben unterschiedliche Gründe. Zum einen schafft unsere Unkenntnis über etwaige Gesetzmäßigkeiten semantischer Veränderungen bei der Differenzierung von Grundsprachen Unsicherheit. Wenn im Tamil karati „Bär“ bedeutet und das gleiche Etymon auch im Malayalam, Kota, Kannada, Kodagu, Tulu und Telugu in der Bedeutung „Bär“ auftritt, in anderen drawidischen Sprachen aber in der Bedeutung „Tiger, Panther, Hyäne“ begegnet (im Kolami, Naiki, Kui, Kuwi), so ist kaum zu entscheiden, welche Bedeutung die ursprüngliche ist. Zum anderen ist mit der Rekonstruktion eine Bedeutung bei einem Wort, das sich für die Lokalisierung der Grundsprache verwenden läßt, noch nicht automatisch der Schluß auf die materielle Sachbasis zu ziehen. Aus den Wörtern georg. çabl- „Kastanie“, san. çubur- „Kastanie“, swan. heb-ra, jeb-ra „Kirschbaum“ ist nicht mit völliger Sicherheit zu schließen, daß dieses Wort in der gemeinkartwelischen Grundsprache die Bedeutung „Kastanienbaum“ besaß, das wird einerseits durch den swanischen Befund in Frage gestellt und andererseits durch die Tatsache, daß neue Bedeutungen mit altem Wortgut verbunden werden können, wenn die Gegebenheiten es erforderlich machen, wenn eine gesellschaftliche Notwendigkeit vorliegt. Zwischen der rekonstruierten grundsprachlichen Bedeutung und dem Bezug auf die natürliche Umwelt klafft aber noch eine große Zeitspanne, denn die Umwelt, wie wir sie kennen, repräsentiert im wesentlichen die Gegenwart und die unmittelbar vorausgegangene Vergangenheit. Es können aber in der Natur umfangreiche Veränderungen eingetreten sein, deren Möglichkeit wenigstens in Betracht zu ziehen ist. Eine Vorstellung vom Umfang solcher Veränderungen geben die Resultate archäologischer Ausgrabungen in vielen Teilen der Erde. Wo früher die alten Städte der Maya lagen und die Landwirtschaft in voller Blüte stand, breiten sich heute dichte Wälder aus. Dagegen ist das alte Kulturland Choresm und das Vegetationsgebiet im Kernland von Nordafrika im Laufe weniger Jahrtausende zu Wüste geworden. Das bedeutet, daß man bei der Inbezugsetzung der sprachwissenschaftlichen mit den naturwissenschaftlichen Daten den Zeitunterschied in Rechnung zu stellen hat. Aus diesen Gründen ist bei der Auswertung der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse größte Vorsicht geboten.

Bei Betrachtung dieser Umstände lassen sich aus den sprachwissenschaftlichen Rekonstruktionen interessante Folgerungen ableiten. Das Gebiet, in dem die Kartwelier, die Träger der gemeinkartwelischen Grundsprache, unmittelbar vor der Aufspaltung der Grundsprache in Einzelsprachen siedelten, war mit hoher Wahrscheinlichkeit bergig. Darauf wiesen die Wörter „Berg“ (georg. gora „Hügel“, mingr. gola, gwala „Berg“, las. gola „Sommerlager in den Bergen“), „Felsen“ (georg. kldi „Fels“, mingr. kirdi, swan. kylde) und „Gemse“ (georg. arčv-, mingr. erckem-, swan. herskn) hin, aber auch „Lawine“ (georg. zvav-, swan. žaj). In dieser verhältnismäßig gebirgigen Landschaft muß es aber auch Täler und Niederungen gegeben haben, denn zahlreiche gemeinkartwelische Landschaftstermini und Namen von Pflanz-

zen und Tieren deuten auf recht günstige Klima- und Lebensverhältnisse: „Niederung“ (georg. *noqa*, san. *noya*), „Bach, Fluß“ (georg. *yele*, san. *yal*), „See“ (georg. *ṭba*, san. *ṭoba*, swan. *ṭuba*), Wörter für Wald, Farn, Erdbeere, Brombeere, Holunder, Espe, Buche, Wildpflaume, Weide, Buche, Kastanie, Eiche, für den Bären, Marder, Fuchs, Dachs, Wolf, Reh und Hirsch, die Schlange, Eidechse, Schildkröte und viele Vogelarten. All diese Wörter bezeichnen eine Gegend in einer teilweise gebirgigen, vegetations- und tierreichen Landschaft der gemäßigten bis subtropischen Klimazone. Das klingt vorerst noch recht allgemein, kann aber durch weitere Angaben genauer bestimmt werden. Allen drei Kartwelsprachen ist ein Wort für „Meer“ gemeinsam (georg. *zyva*, mingr. *zyva*, las. *zyua*, swan. *zuywa*), das eng mit dem Wortgurt für „Rand, Grenze“ verbunden ist/^{43/}, so daß der Schluß naheliegt anzunehmen, daß die Träger der spätgemeinkartwelischen Grundsprache auf einem Territorium lebten, das von einem Meer begrenzt wurde. Um welches Meer es sich dabei handelte, läßt sich anhand der Toponymik und der ältesten Lehnwortschichten in der gemeinkartwelischen Grundsprache noch genauer bestimmen.

Für die Wirtschaft der Spätgemeinkartwelier sind noch exaktere Angaben möglich. Die Namen vieler Haustiere sind in allen drei Kartwelsprachen mit den gleichen Etyma bezeichnet, so daß für die Zeit der Grundsprache die Viehzucht als die herrschende Wirtschaftsform gelten kann. Die Kartwelier kannten den Hund, das Schaf, das Rind, die Ziege, das Schwein, Hühner, Gänse und Bienen. Sie nutzten das Vieh zur Gewinnung von Fleisch, Milch, Käse, Fell, Wolle, Eiern, Honig und Wachs. Das Pferd war ihnen unbekannt.

Dagegen sind die Wörter des Ackerbaus mit wenigen Ausnahmen nicht auf das Niveau der gemeinkartwelischen Grundsprache zurückzuführen, sondern nur bis in die Zeit der georgisch-sanischen Einheit.^{44/} Die Verselbstständigung der Loslösung der swanischen Sprache aus dem Verband des Gemeinkartwelischen lag demnach noch vor dem Übergang der Kartwelier zum Feldbau als führender Wirtschaftsform.

Auch auf die Gesellschaftsverhältnisse lassen sich anhand der Rekonstruktionen Schlüsse ziehen, die aber ebenso vorsichtig zu handhaben sind wie die oben getroffenen Aussagen. Die Kartwelier hatten sich gegen Angriffe feindlicher Nachbarn zu verteidigen. Davon zeugen Wörter wie „Mauer, Wand“ (georg. *zyude*, swan. *zywid*) und „Burg“ (georg. *cixe*, san. *ḡixa*) u. a. Zwar bestanden in ihrer Gesellschaft noch kollektive Eigentums- und Arbeitsformen (georg. *nad* - „gemeinsame Arbeit in der Landwirtschaft“, las. *nod*, swan. *nadw.*), doch war die soziale Differenzierung schon im Fortschreiten begriffen, was durch die Lexik mit den Bedeutungen „Größerer, Älterer“, „herrschen“, „Herrscher“ erhärtet wird.

Kehren wir zur geographischen Lokalisierung der Träger der spätgemeinkartwelischen Grundsprache zurück. Anhand der lexikalischen Rekonstruktionen mit der Bedeutung „Meer, Grenze“ konnte ein Meer als Begrenzung des ehemaligen kartwelischen Siedlungsraum ermittelt werden. In dem geographischen Raum, der das heutige Sprachgebiet der Kartwelier umgibt, kämen dafür das Schwarze Meer, das Kaspische Meer, das Mittelmeer und der Persische Golf in Betracht. Durch die Sub-

stratoponymik auf dem Boden des heutigen Georgien, die im westgeorgischen Bereich abchasisch-adyghischen Charakter trägt und im ostgeorgischen nachisch-daghestanische Züge, werden die Kartwelier als nichtautochthon in Transkaukasien ausgewiesen. Da die Träger der Sprachen, die sich auf georgischem Territorium als Substrat in der Toponymik und Lexik nachweisen lassen, heute nördlich von den Kartweliern ansässig sind, müssen sie im Zuge der kartwelischen Einwanderung aus ihren alten Wohngebieten nach Norden gedrängt worden sein. Die Kartwelier sind offenbar aus südlicher Richtung nach Transkaukasien eingewandert. Bis zum Kaspischen Meer hat sich ihr Siedlungsgebiet niemals erstreckt. Auch das Schwarze Meer muß als alte Begrenzung des kartwelischen Territoriums ausscheiden, denn die Kartwelier müssen – das belegen die alten, nichtarabischen Entlehnungen aus dem Semitischen/^{45/} – lange in unmittelbarer Nachbarschaft semitischer Völker gesiedelt haben. Damit ist das fragliche Territorium der Träger der spätgemeinkartwelischen Grundsprache auf einen Bogen eingeeengt, der sich von der Ostküste des Mittelmeeres bis zum Persischen Golf erstreckt. Aber auch der Persische Golf schneidet aus den Betrachtungen aus, denn als die Sumerer Südmesopotamien in Besitz nahmen, stießen sie dort auf eine drawidisch sprechende Bevölkerung, die starke sprachliche Spuren im Sumerischen hinterlassen hat. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist damit das Meer, das in vorgeschichtlicher Zeit das Siedlungsgebiet der Kartwelier begrenzte, ermittelt worden. Kausalketten wie die obige verlangen neben der sorgfältigen Prüfung der Rekonstruktionen auch die Einbeziehung zusätzlicher Mittel in die Forschung, um die Stellen, die von der Rekonstruktion nicht geklärt werden können, durch anderes Material zu füllen.

Die obigen Beispiele haben Möglichkeiten und Grenzen der Rekonstruktion sichtbar gemacht. Die Grenzen der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion sind durch das Material gegeben. Was nicht aus dem Material erschließbar ist, muß unerkannt bleiben. Aber die Grenzen der Rekonstruktion sind nicht starr, sondern fließend. Sie werden immer weiter hinausgeschoben und kennzeichnen damit den jeweiligen Forschungsstand. Aus dem sprachlichen Material läßt sich noch weit mehr erschließen, als bisher bekannt ist. Durch Verbesserung alter Methoden und Erarbeitung neuer Forschungsvorgänge wird der Erkenntniszuwachs ständig erweitert. Die relative Unschärfe, die die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion begleitet, gibt immer wieder die Anregung zu genauerer Aussage.

Die Prozedur der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion bestätigt in eindrucksvoller Weise die materielle Einheit der Welt und ihre Erkennbarkeit. Völlig zu Recht weist deshalb G. A. Klimov die Ansicht von Antonsen zurück, der erklärt, man könne absolut nichts über die reale Sprache aussagen als daß sie existiert habe/^{46/}, und qualifiziert sie als Schritt zum Agnostizismus.^{47/}

Die Rekonstruktion stellt in der Hand des Sprachwissenschaftlers ein erstaunlich vielseitig verwendbares und nützliches Werkzeug dar, das in der Lage ist, die Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung einer speziellen Form der Materie und der von der Materie abhängigen geistigen Welt sichtbar zu machen. Als Mittel zur Erkenntnisgewinnung besitzt sie sogar eine gewisse Vor-

aussagekraft, die in vielen Fällen später durch Auffinden alter Schriftdenkmäler bestätigt wurde. In ihrer Nutzbarkeit geht die linguistische Rekonstruktion weit über ihre Verwendung bei der Erforschung der Problematik der Sprachentwicklung und der sprachlichen Mechanismen hinaus. Die subjektive Abhängigkeit, die der Rekonstruktion von der Individualität des Forschers oder den vor-

herrschenden wissenschaftlichen Anschauungen anhaftet, wird immer wieder durch Prüfen an objektiven Kriterien, am sprachlichen Material und dessen gesellschaftlichem Bezug, überwunden. Die Wechselbeziehung von Theorie und Praxis hat damit in der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion eine wissenschaftliche Verschmelzung und konkrete Fixierung erfahren.

Anmerkungen

- 1 Schmidt, J.: Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Weimar 1872, S. 29.
- 2 A. a. O., S. 29.
- 3 A. a. O., S. 30.
- 4 A. a. O., S. 31.
- 5 Vgl. Brugmann, K.: Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Bd. I. Strassburg 1886, S. 3.
- 6 Zum kassitischen Sprachmaterial vgl. Kemal Balkan: Kassitenstudien, I. Die Sprache der Kassiten. New Haven 1954. Zum hattischen Sprachmaterial vgl. Kammenhuber, A.: Das Hattische (in: Handbuch der Orientalistik, Erste Abteilung: Der Nahe und der Mittlere Osten, Zweiter Band: Keilschriftforschung und Alte Geschichte Vorderasiens, Erster und Zweiter Abschnitt: Geschichte der Forschung, Sprache und Literatur, Lieferung 2: Altkeinsasiatische Sprachen. Leiden/Köln 1969).
- 7 Vgl. Haas, M. R.: Historical Linguistics and the Genetic Relationship of Languages (in: Current Trends in Linguistics, vol. III: Theoretical Foundations. The Hague, Paris 1966, S. 116, 124, 130). Vgl. auch Pulgram, E.: Proto-Indo-European Reality and Reconstruction. (Language, vol. 35. Baltimore 1959, S. 426).
- 8 Vgl. Hoenigswald, H. M.: Language Change and Linguistic Reconstruction. Chicago and London 1965, S. 83/84.
- 9 Jespersen, O.: Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung.
- 10 Hoenigswald, H. M.: a. a. O., S. 134/135.
- 11 Delbrück, B.: Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1904, S. 126/27.
- 12 Meillet, A.: Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Leipzig und Berlin 1909, S. 17.
- 13 A. a. O., S. 18.
- 14 Dempwolff, O.: Die L-, R- und D-Laute in Austronesischen Sprachen (Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen. Berlin 1924/25, S. 34).
- 15 A. a. O., S. 38. Vgl. auch Glison, G.: Vvedenie v deskriptivnuju lingvistiku, Moskva 1959, S. 444/445; Hjelm, L.: Die Sprache, Darmstadt 1968, S. 102 ff.; Pätsch, G.: Die Tradition der austrischen Sprachvergleichung und G. Kahlos indonesisch-polynesisches Silbenwörterbuch (WZU Jena, Ges.- u. Sprachwiss. Reihe, Heft 3, Jena 1965, S. 493); Pätsch, G.: Sprachwissenschaft und historischer Materialismus (WZU Jena, Ges.- u. Sprachwiss. Reihe, Heft 3, Jena 1970, S. 427); Pätsch, G.: Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und die Ur- und Frühgeschichte (Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift, Nr. 3, Berlin 1970, S. 353).
- 16 Vgl. Čikobava, A.: Ėanur-megrul-kartuli Ėedarebiti leksikoni. Tbilissi 1938, S. 6-9.
- 17 Polák, V.: Contributions à la grammaire historique des langues kartveliennes (Archiv Orientalní, XXIII, 1-2, Praha 1955, S. 83-87).
- 18 Trubetzkoy, N. S.: Gedanken über das Indogermanenproblem (Acta Linguistica, vol. I, fasc. 2, Copenhagen 1939).
- 19 Schmidt, K. H.: Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache. Wiesbaden 1962, S. 58 ff.
- 20 A. A. O., S. 60/61.

- 21 Mačavariani, G. I.: O trech rjadach sibiljantnych spirantov i affrikat v kartvel'skich jazykach (XXV Meždunarodnyj kongress vostokovedov. Doklady delegacii SSSR), Moskva 1960.
- 22 Mačavariani, G.: saerto-kartveluri konsonanturi sistema. Tbilissi 1965, S. 45/46 unter Verweis auf G. Čereteli.
- 23 Klimov, G. A.: Ėtimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov. Moskva 1964, S. 56.
- 24 Mačavariani, G.: saerto-kartveluri konsonanturi sistema. Tbilissi 1965, S. 18.
- 25 Klimov, G. A.: Ėtimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov. Moskva 1964, S. 94.
- 26 Mačavariani, G.: saerto-kartveluri konsonanturi sistema. Tbilissi 1965, S. 22, 116.
- 27 Klimov, G. A.: Ėtimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov. Moskva 1964, S. 261.
- 28 Xubuġa, P.: tuġuri ġilo. Tbilissi 1969, S. 187: qoqvaj „altersbedingtes langsames Laufen“.
- 29 Gamqreliz e, T., Mačavariani, G.: sonant'a sistema da ablaut'i kartvelur enebġi. Tbilissi 1965, S. 201.
- 30 A. a. O., S. 266-268.
- 31 Ėaniġ e, A.: ġveli kartuli enis gramatiġa. Tbilissi 1976, S. 82.
- 32 Von einer Betrachtung der sogenannten „philologischen Methode“, die gern als eine dritte Rekonstruktionsart der äußeren und der inneren Rekonstruktion zur Seite gestellt wird, sehen wir hier ab. Die philologische Methode, die es mit der Analyse von alten Schrift- und Sprachdenkmälern zu tun hat, entbehrt der Eigenständigkeit insofern, als sie sich methodisch je nach dem zur Anwendung gelangenden Verfahren entweder der äußeren oder der inneren Rekonstruktion zugliedern läßt.
- 33 Gamqreliz e, T., Mačavariani, G.: sonant'a sistema da ablaut'i kartvelur enebġi. Tbilissi 1965, S. 303 ff.
- 34 A. a. O., S. 304/305.
- 35 Vgl. a. a. O., S. 368.
- 36 Auch mittels der äußeren Rekonstruktion gibt es Versuche, noch weiter in die sprachliche Vergangenheit vorzudringen. Allerdings überschreitet man hierbei die Grenzen einer Sprachfamilie und ist auf das problematische Vergleichen verschiedener rekonstruierter Grundsprachen angewiesen. Vgl. dazu Haas, M. R.: The Prehistory of Languages. The Hague, Paris 1969, S. 45 ff. Die Verfasserin vertritt u. a. die Ansicht, „isolierte“ Sprachen müßten nicht unbedingt völlig isoliert und nicht verwandt mit anderen sein. Ihr Vergleich mit Grundsprachen verschiedener Ordnung könne neue Ergebnisse zeitigen und vielleicht Verwandtschaften erkennen lassen.
- 37 Gamqreliz e, T.: sibilant'a ġesatqvisobani da kartvelur enata u ġ velesi strukturiġi zogi saġitxi. Tbilissi 1959, S. 26/27.
- 38 Die Entsprechungen der Sibilanten in dem obigen Beispiel georg. ġt- „ersticken, erwürgen“, san. ġkvid-, swan. ġgwid- erklären sich durch die Tilgung einer gemeinkartwelischen Homonymie. Vgl. a. a. O., S. 68 ff.
- 39 A. a. O., S. 44, 50.
- 40 Vgl. auch Pogiġi, H.: kartuli enis ponemat'uri struktura. Tbilissi 1961, S. 19.

- 41 Vgl. Mačavariani, G.: *saerto-kartveluri konsonanturi sistema*. Tbilisi 1965, S. 111/112.
- 42 Seit der ersten Ausgabe von O. Schraders Werk „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ im Jahre 1883 ist die Literatur zu dieser Thematik rasch angewachsen und hat schon lange den Boden der Indoeuropäistik verlassen, um sich auch anderen Sprachfamilien zuzuwenden.
- 43 Vgl. Klimov, G. A.: *Ėtimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov*. Moskva 1964, S. 89.

44 A. a. O., S. 35/36.

45 Klimov, G. A.: *Zaimstvovannye čislitel'nye v obščekartvel'skom* (in: *Ėtimologija* 1965. Moskva 1967).

46 Antonsen, E. A.: *On defining stages in prehistoric Germanic* (Language, vol. 41, 1965, Nr. 1, S. 20).

47 Klimov, G. A.: *Voprosy metodiki sravnitel'no-genetičeskich issledovanij*. Leningrad 1971, S. 38.

Besarian Dshorbenadse

Gegenstand der Sprachwissenschaft: Ontologie und Methodologie

I.

Der Prozeß des Erkennens und Erlernens eines jeden Dinges umfaßt zwei Aspekte – ontologische und methodologische. Der erste versucht das Wesen des Dinges zu erforschen, der zweite aber bildet die theoretische Grundlage für diese Erforschung.

Ein und dasselbe Objekt kann von mehreren Wissenschaften erfaßt werden. Das ist durch die Mehrseitigkeit des Objektes bedingt, dadurch, daß es mit anderen Objekten und Erscheinungen der realen Wirklichkeit nicht in einseitige, sondern in mehrseitige Beziehungen tritt und dementsprechend eine mannigfaltige Bedeutung, Bestimmung und den Wert gewinnt.

Auch unser Forschungsobjekt – die Sprache – ruft das Interesse von verschiedenen Gesichtspunkten hervor, und deshalb gewinnt sie eine große Bedeutung nicht nur in der sprachwissenschaftlichen, sondern auch in der soziologischen, ästhetischen, psychologischen, historischen, logizistischen und physiologischen Hinsicht. Dieses Interesse ist durch die immanente Möglichkeit der Sprache und durch ihren Platz in der objektiven Wirklichkeit bedingt.

Für die Soziologie ist die Sprache wichtig als ein Sozialprodukt, als eine der Grundbedingungen für die Begründung und Existenz der Gesellschaft und für ihre weitere Entwicklung: Ohne Sprache könnte die Gesellschaft nicht existieren.

In der Sprache finden alle Entwicklungsstufen der Gesellschaft, alle konkreten Erscheinungen der gesellschaftlichen Formation ihre Widerspiegelung. Für diese Frage interessiert sich die Geschichte unmittelbar.

Die Ästhetik (vor allem aber die Literaturwissenschaft) interessiert sich für die Sprache als eine Möglichkeit und Quelle des künstlerischen Schaffens, als einen eigentümlichen Faktor für den Aufbau des Systems der künstlerischen Gestalten, als das Phänomen der poetischen Logik. Für die Psychologie sind Probleme des sprachlichen Ausdrucks, der Namensverleihung, der Wahrnehmung, der Verständigung und der Emotion

wichtig. Die Sprache als ein Signalsystem wird auch zum Gegenstand der Physiologie. Sogar die Physik als eine sich für die akustische Seite der Laute interessierende Disziplin steht in der Reihe der Wissenschaften, die die Sprache erforschen. Die Sprache als ein Zeichensystem bildet den Gegenstand der Semiotik. Die Sprache als die Form des Denkens und überhaupt das Problem der Beziehungen der Sprache und dem Denken existierenden Beziehungen ist das zentrale Problem der Philosophie und der Logik. Die Erforschung des immanenten Charakters und der Eigenschaften der Sprache, das Erlernen ihrer Form – und Funktionssysteme – gehört zum Bereich der Sprachwissenschaft.

Das Obengesagte weist doch einmal darauf hin, daß die Zahl der Wissenschaften, die sich für die Sprache interessieren und sie zum Gegenstand ihrer Erforschung machen, nicht gering ist.

II.

Das Objekt ist eines, die Disziplinen, die es erforschen, sind mehrere. Wodurch unterscheiden sie sich voneinander? Wir würden sagen, durch das Interesse für unterschiedliche Seiten des Objektes. Aber diese Erläuterung würde weder exakt noch gerecht erscheinen.

Sie ist nicht exakt, weil allein das Interesse für unterschiedliche Seiten des Objektes nicht die Notwendigkeit der Existenz von unterschiedlichen Disziplinen fordert. Hier muß noch ein anderer Faktor wirken. Außerdem kann die Frage umgekehrt gestellt werden: Nicht die Mehrseitigkeit des Objektes erfordert die Notwendigkeit der Existenz von verschiedenen Disziplinen, sondern umgekehrt, die Einstellung zu ein und demselben Objekt mit den unterschiedlichen Kriterien, die von verschiedenen Wissenschaften schon ausgearbeitet und festgesetzt worden sind, bedingt die Entdeckung der unterschiedlichen Seiten im Objekt (also die Mehrseitigkeit des Objektes). So z. B. wurde die Physik nicht darum gegründet, weil die Sprache durch eine akustische Natur gekennzeichnet war, im Gegenteil, die Physik hat uns geholfen, diesen eigentümlichen Charakter der Sprache

zu entdecken und ihn zu erkennen. Es ist selbstverständlich, daß diese oder jene wissenschaftliche Disziplin nicht als etwas Ewiggegebenes zu betrachten ist. Ihre Entstehung und Gründung ist durch objektive Notwendigkeit bedingt. Aber im Zusammenhang mit einer konkreten Erscheinung muß sie vor allem als ihre entdeckende und demonstrierende Sehweise, nicht aber als ihr Ergebnis betrachtet werden.

Die obengegebene Erläuterung scheint auch nicht gerecht zu sein, weil sich verschiedene Zweige der Wissenschaft sehr oft für ein und dieselbe Seite des Objektes interessieren und ungeachtet dessen als voneinander unabhängige Disziplinen auftreten. Als Beispiel dafür können Sprachwissenschaft, Psychologie und Soziologie betrachtet werden, die sich für die kommunikative Seite der Sprache interessieren, aber als unterschiedliche, selbständige Wissenschaften auftreten. Für die Sprache als für ein Signalsystem interessieren sich Psychologie, Physiologie, Semiotik und Sprachwissenschaft; die Sprache als Faktor des künstlerischen Denkens erforschen Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft und Psychologie. Die gemeinsamen Interessen haben manche benachbarten Disziplinen einander beträchtlich angenähert, und offenbar wird sich eine solche Zusammenarbeit im weiteren noch vertiefen/1/ (siehe Soziolinguistik, Psycholinguistik, Sprachphilosophie . . .), aber trotzdem haben alle diese Disziplinen ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit bewahrt. Warum? Weil ein und dieselbe Frage von verschiedenen Wissenschaften mit Hilfe von unterschiedlichen Prinzipien und Methoden erforscht werden kann.

III.

So entsteht die Frage nach der Methode. Es muß geklärt werden, was die Methode bedeutet.

Der allgemeinen Definition entsprechend versteht man unter der Methode die Mittel des Erkennens, Erforschens und Beurteilens irgendeines Dinges. Die Methode widerspiegelt die reale Wirklichkeit nicht unmittelbar, aber sie dient zur Widerspiegelung des realen Sachverhalts. Jede Methode ist durch ein allgemeines Prinzip, durch eine allgemeine Betrachtungsweise, genauer gesagt, Weltanschauung bedingt. Deshalb kann gesagt werden, daß die Methode bei der Erforschung einer konkreten Erscheinung die konkrete Verwendung des allgemeinen Prinzips, der allgemeinen Sehweise und der Weltanschauung ist. Die Betrachtungsweise der geschichtlichen Beurteilung und Schätzung einer Erscheinung hat die Gründung der historischen Methode hervorgerufen; das Prinzip der strukturellen Ganzheit eines Objektes und der wechselseitigen Beziehungen seiner Bestandteile hat einen gewissen Einfluß auf die Gründung der strukturellen Methode ausgeübt. Also, die Methode ergeht nicht aus dem Objekt, sie ist nicht durch irgendeine Eigenschaft des Objektes bedingt, sie ist ganz und völlig durch die Forschungsprinzipien, durch die Schätzung des Forschungsobjektes auf Grund der mannigfaltigen Weltanschauungen bestimmt.

Das Wesen der Methode wird auch durch das Forschungsziel unmittelbar beeinflusst. In einem Fall ist das Ziel, die Eigenschaft der Natur einer Erscheinung zu erforschen, in einem anderen aber, ihre Bestimmung und Verwendung zu entdecken. Dementsprechend ist die Methode im ersten Fall das Mittel des Erkennens einer

Erscheinung, im zweiten aber -- das Mittel ihrer Einschätzung.

IV.

Eine jede wissenschaftliche Forschung besteht aus drei Etappen: 1. Die Häufung des empirischen Materials (Betrachtung und Systematisierung des Materials), 2. Die Analyse des Materials (Segmentierung des Materials und Feststellung der zwischen einzelnen Segmenten existierenden Beziehungen), 3. Synthese der Forschungsergebnisse (Integration und Interpretation). Diese drei Forschungsetappen entsprechen den aufeinanderfolgenden drei Stufen des Erkennens einer Erscheinung: der Beobachtung, der Analyse und dem Bewußtsein.

Diesen drei Forschungsetappen kann eine beliebige Methode entsprechen. Das bedeutet, daß sie durch Verwendung der verschiedenen Forschungsmethoden einander nicht gegenübergestellt werden. Alle drei Etappen können von historischen, strukturellen, vergleichenden oder konfrontierenden Methoden umfaßt werden. Der Unterschied ist auch hier durch unterschiedliche Gesichtspunkte hervorgerufen: Es ist zu berücksichtigen, wie die Bestandteile einer Erscheinung betrachtet werden -- als durch Nebeneinanderliegen verbundene und gegenseitig bedingte oder als kausal voneinander abhängende und streng determinierte. Allein der erste Gesichtspunkt ist bei der Forschung oft ungenügend und zwangsläufig: die existierenden Forschungsmittel geben oft keine Möglichkeit, kausale Zusammenhänge zwischen den Elementen einer Erscheinung zu finden. Unter kausalen Zusammenhängen wird das gemeint, was im Laufe der Entwicklung der Sprache keinen Veränderungen unterliegt und das Wesen der konkreten, gegebenen Sprache in ihrem Funktionieren bestimmt und dessen Veränderung völlige Veränderung der Sprache verursacht, so daß zwei Stufen der Entwicklung einer Sprache ebenso entgegengesetzt werden, wie zwei selbständige Sprachen. Im Laufe der ständigen Veränderung und Entwicklung der Sprache verbleibt in ihr jenes Unveränderliche, was ihren eigenartigen, von anderen Sprachen unterschiedlichen Status bestimmt.

V.

Folglich ist eine Methode das Mittel des Erwerbens der bewiesenen Kenntnisse, das sich auf dieses oder jenes allgemeine Prinzip, auf einen Standpunkt gründet. Dieser Grund bestimmt den Inhalt (der historische Standpunkt, um die Verwendung einer Methode für die Feststellung der Entwicklungsgeschichte der Erscheinung zu demonstrieren usw.). Die Verwendung eines Verfahrens ist durch die Eigentümlichkeiten der gegebenen Wissenschaft bedingt.

Ein Verfahren ist ein Mittel der Betrachtung. Dazu muß gesagt werden, daß die Betrachtung hauptsächlich zwei Momente berücksichtigt:

1. Jede Erscheinung muß in Raum und Zeit und in gegenseitigen Beziehungen mit den koexistierenden Erscheinungen betrachtet werden wie ein Teil des Ganzen, das die Eigenschaften dieses Teils bestimmt und das seinerseits von den Eigentümlichkeiten des Teils bestimmt wird.
2. Jede Erscheinung darf nicht präpariert und mumifiziert betrachtet werden, sondern in der Aktion, im Prozeß der Aufdeckung ihrer Potenz.

Aber eine Methode ist nicht nur ein Betrachtungsmittel, sondern wird auch zum Grund für eine wissenschaftliche Theorie. Deshalb muß eine wissenschaftliche Theorie als Kriterium der durch ein Verfahren erhaltenen methodologischen Werte definiert werden.

Solch eine Theorie ist erfahrungsgemäß experimentell.

VI.

Ein Verfahren allein kann verschiedene Gebiete der Wissenschaft nicht voneinander unterscheiden. Und tatsächlich wird der historische Standpunkt nicht nur in der Sprachwissenschaft, sondern auch auf dem Gebiet der Geologie, Biologie angewandt/2/, die strukturelle Methode wird sowohl in der Sprachwissenschaft als auch in der Soziologie, Logik, Kunstwissenschaft und in den Naturwissenschaften benutzt. Also ein und dieselbe Methode kann verschiedene Gebiete der Wissenschaft bedienen, sie ist keinesfalls nur für eine Wissenschaft spezifisch und geeignet.

VII.

Daraus folgt: weder das Objekt, noch das Verfahren können zwischen verschiedenen Gebieten der Wissenschaft eine Grenze ziehen. Nur dann, wenn der Gegenstand (Objekt) der Forschung und ihrer Methode als ein Ganzes genommen werden, wird feststellbar, daß jenes Gebiet der Wissenschaft, das fähig ist, die Sprache vom historischen sowie vom strukturellen und vergleichenden Standpunkt aus zu betrachten, nur die Sprachwissenschaft ist. Oder: durch eine historische (oder strukturelle, vergleichende) Methode eine Sprache zu behandeln, gehört nur zum Gebiet der Sprachwissenschaft. Die anderen Wissenschaften sind nicht imstande, diese Ganzheit der Sprache zu erfassen, d. h. die Ganzheit des angegebenen konkreten Objekts und einer (beliebigen) Methode der Forschung.

Aber diese Antwort scheint noch nicht erschöpfend zu sein. Hier muß man noch auf ein schon oben erwähntes Moment Rücksicht nehmen. Nämlich das, was wir als Ziel der Forschung bezeichnet haben. Was wird in unserem Falle für Ziel gehalten? Die naturgemäßen Eigenschaften dieser Erscheinung (der Sprache) aufzudecken oder zweckbestimmte Eigenschaften aufzusuchen? Und daraus: Erkenntnis einer Erscheinung oder ihre Bewertung? Zweifellos, die Sprache zu erkennen und in ihr Wesen durchzudringen, muß und ist eines der ersten und wichtigsten Ziele der Wissenschaft.

Gerade dadurch unterscheidet sich die Sprachwissenschaft von anderen Gebieten der Wissenschaft: die Forschung, um diese naturgemäßen Eigenschaften der Sprache durch die Verwendung irgendeiner Methode aufzudecken. Das Resultat als eine erfaßte Tatsache kann von verschiedenen Gebieten der Wissenschaft in ihren spezifischen Interessen verwendet werden.

Fazit: die Ganzheit des Zieles, Verfahrens und des Objektes bestimmen den unabhängigen Status eines beliebigen Gebiets der Wissenschaft. Der Gegenstand der Forschung ist hier die objektive Realität und auch der Grund der wissenschaftlichen Forschung. Ohne eine Forschungsmethode ist es unmöglich, eine Erscheinung wissenschaftlich zu behandeln. Das Ziel gibt der Forschung, der wissenschaftlichen Behandlung reale Bestim-

mung und erkannte Richtung. Deshalb sind diese 3 Komponenten der sprachwissenschaftlichen Behandlung nicht voneinander zu trennen.

VIII.

Wie schon gesagt, steht jedes Objekt in Raum und Zeit mit koexistierenden anderen Objekten in mannigfaltigen Beziehungen. Es wurde über die vielseitige Verwendung ein und desselben Objekts gesprochen, d. h., auch die pragmatische Seite des Objekts wurde berücksichtigt. Daraus folgt, daß für ein Objekt folgende Merkmale charakteristisch sind: 1. Mannigfaltige Beziehungen und 2. Mannigfaltige Zweckbestimmung.

Das erste ist durch die immanenten naturgemäßen Eigenschaften des Objekts, das zweite durch seine immanenten zweckbestimmenden Eigenschaften bedingt. Die beiden bedingen einander und sind gegenseitig abhängig. Daher werden die Wissenschaften, die ein Objekt erforschen, in zwei große Gruppen eingeteilt: eine Gruppe stellt sich die Erforschung des inneren Naturwesens zum Ziel, die zweite Gruppe von den Wissenschaften interessiert sich für Zielsetzung und Verwendung des Objekts.

IX.

Jetzt sind wir zur Frage gekommen: Wie wird die Sprache definiert? Was ist die Sprache?

Die älteste Definition der Sprache war theologisch. Als Grund alles Existierenden war im alten Indien das Wort, die Rede anerkannt, das materielle Wort (Schab-dabraham) und das transzendente Wort (Parabraham). Das Wort war jene göttliche Kraft, durch die jeder Gegenstand entsteht. Es ist zu vermuten, daß der berühmte Anfang im Evangelium von Johannes aus dem alten Osten stammt: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Goethe widerspricht dieser Konzeption: „Erst war die Tat“ („Faust“ I. Teil). Aber das war im wesentlichen die Suche nach Rationalismus in einer schon verdunkelten Aussage.

Das war der Grund dafür, daß die Grammatik auch im alten Griechenland und Rom als ein wichtiges Gebiet der Weisheit besonders geachtet wurde. Genauso war es auch in den Akademien Iqalto und Gelati in Georgien. Allmählich wurde die Sprache von dem Schleier des Göttlichen befreit, aber sie wurde weiter geachtet als „die größte, edelste Errungenschaft“ unter allen anderen, die die Menschen sorgfältig gepflegt und der Nachwelt überliefert haben (Grimm). Im Mittelalter war die Grammatik eine der ersten unter anderen sog. sieben „freien Künsten“ (Rhetorik, Arithmetik, Astronomie, Dialektik, Musik, Grammatik). Diese Ehre wurde ihr durch ihr Objekt zuteil. Nachdem sich die Grammatik von den theologischen Voraussetzungen befreit hat und die Frage der Erkenntnis des realen immanenten Wesens der Sprache gestellt wurde, wird von diesem Standpunkt aus auch das Problem der Definition der Sprache aufgeworfen. Es gab viele Versuche, aber im Ergebnis kann man sagen, daß es heute noch keine immanente Definition der Sprache gibt, denn alle existierenden Definitionen sind hauptsächlich die Einschätzung der Sprache vom Standpunkt verschiedener Gebiete der Wissenschaft und keinesfalls vom Standpunkt der Sprachwissenschaft.

X.

Um diese Lage besser demonstrieren zu können, werden einige Definitionen (Formeln) untersucht:

A-Formel: „Die Sprache ist Kommunikationsmittel“, sie kommt in einigen Modifikationen vor. Das Wesen ist überall ein und dasselbe: Das ist eine Definition vom Standpunkt nicht der Sprachwissenschaft, sondern der Soziologie. Die Einschätzung geht aus einer Tatsache hervor, die nicht zum Gebiet der Sprache gehört. Zweifellos dient die Sprache der Kommunikation, dem Hauptgrund ihrer Existenz, aber diese Definition kann das innere Wesen der Sprache nicht ausdrücken. Sie stellt das auch gar nicht zum Ziel. Die Sprache wird hier vom Standpunkt ihrer Verwendung in der Gesellschaft betrachtet. Es ist hier zu erwähnen, daß die Sprache nach diesen Eigenschaften nicht nur von Sprachwissenschaftlern (H. Schuchardt, O. Jespersen, E. Sapir, A. Meillet, G. Vandries, Arn. Tschikobawa), sondern auch von Philosophen definiert wird (F. Bacon, J. Locke, D. Diderot).

B-Formel: „Die Sprache ist Mittel des Denkens“ (oder: „die Form des Denkens“), dies wird auch auf verschiedene Weise verwendet. Dieser Standpunkt ist klar und deutlich von Humboldt formuliert:

„Die Sprache ist das Organ, das den Gedanken ausdrückt. Die Sprache ist, sagen wir, der äußere Ausdruck des Geistes des Volkes. Die Sprache ist sein Geist und der Geist des Volkes ist eine Sprache. Die Sprache ist unentbehrliches Wirken des Geistes, das danach strebt, durch den Laut den Gedanken auszudrücken.“

[Vergleichen wir bei Voëbler: „Die Sprache ist der geistige Ausdruck . . . Die Sprachgeschichte ist nichts anderes, als Geschichte der Formen des Geistes.“]

Dieser Meinung sind auch die Philosophen (Hegel, B. Croce) und Sprachwissenschaftler (A. Schleicher, E. Fortunatow, A. Potebnja).

Auch hier wird die Sprache vom Gesichtspunkt ihrer Verwendung definiert. Unbestreitbar ist die Sprache unmittelbares Erzeugnis des Geistes und zu gleicher Zeit die Form seines Ausdrucks. Deshalb ist die Erforschung der Sprache von diesem Standpunkt ein wichtiges Problem, aber das immanente Wesen der Sprache wird hier außer Betracht gelassen.

C-Formel: „Die Sprache ist der unmittelbare Ausdruck des psychischen Status“ richtet die Aufmerksamkeit auf die Erforschung des erkannten und nicht erkannten psychischen Wirkens, Zustands und der Verhältnisse als Grundlage der Erforschung der inneren Strukturen.

Auch die Formulierung: „Die sprachlichen Merkmale sind ihrer Natur nach psychisch“, die die Sprache von einer anderen Seite betrachtet, behandelt die Sprache vom Standpunkt des Psychologismus. Die Betrachtung der Sprache von der Position des Psychologismus bedeutet schon nicht nur Erforschung der zweckbestimmenden Eigenschaften, sondern auch Eindringen in den Entstehungsprozeß der Sprache. Für ihn ist die Sprache nicht nur als Ausdruck, sondern auch als Ergebnis der Psychik interessant. Die Behandlung der Sprache nach diesen Prinzipien hat eine lange Geschichte. Dazu haben verschiedene Richtungen der Psychologie beigetragen und ihre Spuren hinterlassen (positive wie auch negative). Auf die Grundlage der „Völkerpsychologie“ (oder „Ethnopsychologie“) stützen sich Sprachwissenschaftler wie H. Steinthal und die Psychologen M. Lazarius und W. Wundt. (In dieser Hinsicht ist hier die von Stein-

thal und Lazarius gegründete Zeitschrift „Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ zu erwähnen. Wundt formuliert das Ziel dieser Forschung: Er vermutet, die psychologischen Kenntnisse aus den sprachlichen Tatsachen, in erster Linie aus der Sprachgeschichte, gewinnen zu können.) Andere erforschen die Sprache vom Standpunkt der sog. „individualistischen Psychologie“ (H. Paul, B. Delbrück, K. Brugmann, H. Osthoff . . . Nach Paul ist die Psychologie Hilfsmittel für die Erkenntnis der sprachlichen Entwicklung; die psychologischen Kenntnisse sind nicht aus der Sprache zu gewinnen, sondern im Gegenteil, die psychologischen Angaben sollen für die Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen verwendet werden). Die Erforschung der Sprache geschieht auch vom Standpunkt des Behaviorismus und anderen psychologischen Richtungen. Wie wir gesehen haben, wird die Sprache auch hier von außersprachlichen Positionen definiert. Selbst die Erforschung des psychologischen Mechanismus der Entstehung der Sprache kann nicht als Gegenstand der Sprachwissenschaft betrachtet werden, weil das Ziel und Objekt dieser Forschung außerhalb des Gebietes der Erforschung der Sprache als des Objektes der Wirklichkeit liegt.

Zum Gebiet der Sprachwissenschaft gehört nur das Produkt des obenerwähnten psychologischen Wirkens: die Sprache als Ergebnis des psychologischen Wirkens. Mit ihrem Ziel und ihren Kriterien hat die Sprachwissenschaft außerhalb dieses Gebietes nichts zu tun.

D-Formel: „Die Sprache ist ein Zeichensystem“ wird gerade in unserem Jahrhundert geltend, und in der letzten Zeit hat sie aus der Sprachwissenschaft die auf anderen Prinzipien beruhenden Formulierungen fast völlig verjagt. Das bedeutet aber nicht, daß früher eine solche Charakterisierung der Sprache niemand vermutet hat. Diese Bestimmung, diese Formulierung hat ziemlich starke Voraussetzungen und eine lange Vorgeschichte. Und unserer Meinung nach ist es nicht überflüssig, darüber einen kurzen Überblick zu geben.

XI.

Die Charakterisierung der Sprache als Zeichensystem nimmt ihren Anfang bei Aristoteles. „Die sprachlichen Ausdrücke sind hauptsächlich Zeichen für geistige Eindrücke, Schrift aber ist das Merkmal des ersteren“, bemerkte er, „die Sprachen sind ebenso verschieden, wie die Schrift. Die geistigen Eindrücke aber, auf die sich von Anfang an diese Zeichen beziehen, sind für alle gleich.“ Das Wesen dieser Feststellung ist folgendes: alle Sprachen drücken den gemeinen Inhalt (jetzt gebraucht man: universalen Inhalt) verschieden aus.

Zeichen für allgemeine Ideen waren nach J. Locke die Wörter, nach J. Berkley aber wird die Sprache von einer großen Zahl mannigfaltiger, sich gegenüberstehender willkürlicher Zeichen gebildet. Dieselbe Ansicht vertritt auch Th. Hobs. Unter den Zeichen sind bei ihm einige natürlich, andere willkürlich. Ihnen gehörten bestimmte Wortverbindungen, die unsere Gedanken und geistige Taten bezeichnen. Schon klar formuliert finden wir diese Idee bei Leibniz. Die Wörter erfüllen dieselbe Funktion, wie arithmetische oder algebraische Zeichen. Dieser Gedanke liegt Leibniz' *Characteristica universalis* zugrunde, die auf die Ausgangspostulate der neueren mathematischen Logik einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat.

Im ersten Teil von I. Kants „Anthropologie in prag-

matischer Hinsicht“ (1798), „Anthropologische Didaktik“, sind schon hauptsächlich die Grundprinzipien der Zeichenlehre dargelegt. Dieser Frage wird das spezielle Kapitel gewidmet: „Von Bezeichnungsfähigkeit (Facultas signatrix)“. Kant unterscheidet zwischen Symbolen und Zeichen, von denen die ersten der Wiedergabe von irgendetwas mittels der Zeichen dienen, die anderen aber bedeuten an und für sich nichts, und nur in gewissem Zusammenhang führen sie uns zur Betrachtung und durch die Betrachtung zum Begriff. Kant unterscheidet drei Arten von Zeichen: Willkürliche, natürliche und Pseudo-Zeichen. Und gerade in der Gruppe der willkürlichen Zeichen nannte er neben gestisch-mimischen, schriftlichen (also: Buchstaben-Zeichen), Zahl- und Titelbezeichnungen (Wappen) und dergleichen auch die Sprache. Jede Sprache ist eine Gedankenbezeichnung; das beste Mittel zur Bezeichnung der Gedanken ist die Sprache.

Im dritten Teil der „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ („Geistesphilosophie“, §§ 457–459) schafft Hegel schon im Prinzip seine Zeichenlehre und gibt so eine Definition des Zeichens, die in der gegenwärtigen semiotischen Literatur fast unveränderlich bleibt: Das Zeichen ist das, was in unmittelbarer Betrachtung gegeben wird und das einen ganz anderen Inhalt realisiert als das, was ihm eigen ist. Im Unterschied von ihm aber drückt das Symbol einen solchen Inhalt aus, der es kennzeichnet und der es auch in sich selbst einschließt. Hegel unterscheidet auch zwischen Sprache und Rede: Zur Wiedergabe gewisser Spiegelbilder dienende zerlegbare Laute, die Rede und ihr System, die Sprache, verleihen den Wahrnehmungen, Betrachtungen, Vorstellungen ein zweites Leben, ein viel erhabeneres, als ihr unmittelbares Dasein. Die Namen sind nach Hegel an und für sich sinnlose Hüllen, die eine bestimmte Bedeutung nur als Zeichen bekommen. Im Unterschied zum Symbol ist das Zeichen willkürlich. Bei Hegel sind auch Zeichenebenen abgesondert: Der Laut, ein Zeichen von etwas, beim Schreiben durch einen Buchstaben realisiert, der Buchstabe – selbst ein Zeichen von Zeichen, denn er verteilt die konkreten lautsprachlichen Bezeichnungen, Wörter, als einfache Elemente und bezeichnet sie.

Es ist klar, daß die angeführten Definitionen und Theorien, angenommen oder abgelehnt, ihren Ausdruck in solchen sprachwissenschaftlichen Konzeptionen fanden, die sich auf vorangehende philosophische Lehren stützten oder sie berücksichtigten. Als erster ist hier Humboldt zu nennen, der diese Frage eigenartig erörtert. Seine Definition des Zeichens ist ein unmittelbarer Überbau seiner sprachlichen Konzeption, nach der die Sprache – als das Organ der Gedankenbildung, als die Weltansicht, als der unmittelbare Ausdruck des menschlichen Geistes – das Wesentlichste ist. Demnach sind unter Wörtern die Zeichen einzelner Begriffe zu verstehen. Die Silben bilden deutliche Einheiten, die nur dann zu Wörtern werden, wenn sie Bedeutung erhalten... Die Lautform ist ein Ausdruck, den die Sprache für das Denken schafft, aber er kann auch als Sprachbau vorgestellt werden. Aber das ist nur die Lautform, die noch nicht fähig ist, die dem Geist entsprechenden Sprachen zu bilden. Das ist die Pflicht der inneren Form der Sprache, welche die Lautform zum sprachlichen Schaffen umgestaltet. Und gerade diese äußerst innere und rein intellek-

tuelle Seite der Lautform bildet die Sprache. Humboldt unterscheidet also in der Sprache zwei Formen; die äußere, lautliche und die innere, intellektuelle. Für beide Formen sind Begriffsbezeichnungen und die Gesetze der Wortverbindungen wesentlich. Aus dem Obenerwähnten folgt: Die Sprache bezeichnet nicht selbst die Gegenstände, sondern die Begriffe, die der Geist unabhängig von diesen Gegenständen im Prozeß der Spracherzeugung bildet. Humboldt scheint unter innerer Form innerlich motivierte Zeichen oder Symbole zu verstehen. Damit hat er die Sprache als ein ganz unterschiedliches Phänomen dem reinen Zeichensystem gegenübergestellt. Dieselbe Idee, aber ganz neu modifiziert, offenbart sich bei Existentialisten. Lebendige Wörter werden nie einfache Zeichen darstellen. Dieser Formel wird die äußerst formale Sprachidee der Neopositivisten gegenübergestellt, die sehr eigenartig bei Carnap ausgedrückt ist, der die philosophische, also logizistische Forschung als Sprachanalyse ansieht. So eine Gleichstellung kann nur dann der Fall sein, wenn die Sprache auf ein reines Zeichensystem zurückgeführt ist: aber die Sprache als System einfacher Zeichen (d. h. willkürlicher, nicht motivierter Zeichen) verliert ihre wesentlichen Eigenschaften – die Bildlichkeit (in weitestem Sinne dieses Wortes) und den Begriffswert. Der Sprache wird Willkürlichkeit zugeschrieben, während in der Sprache selbst nichts Willkürliches ist, in Beziehung zum Bezeichneten aber ist die Willkürlichkeit begrenzt, reglementiert. Den sprachlichen Elementen wird die Eindeutigkeit nur im Falle beigemessen, wenn sie vieldeutig sind. Der Sprache wird die Eigenschaft des Etiketts, das willkürlich geändert werden kann, zugeschrieben, was der Sprache gegenüber unmöglich ist. Die Sprache fügt sich in willkürliche Änderungen nicht. Zwischen allen anderen Zeichen besteht die Beziehung auf Vereinbarung, dem sprachlichen Zeichen ist aber Selbst-Organisation eigen. Es ist unmöglich, sich in diesen Vorgang einzumischen. Die Beziehung zwischen allen anderen Zeichen und dem Bezeichneten bedeutet nicht, daß sie in ständigem Wechselspiel stehen, in der Sprache aber ist dieses Wechselspiel dagegen sehr beträchtlich. Das „reine“ Zeichen kann nicht seinen Bezeichnungsbereich erweitern oder verengen. Die sprachlichen Zeichen aber können ihre Bedeutung ganz leicht realisieren oder spezialisieren. Sobald im Bezeichneten des reinen Zeichens irgendeine semantische Änderung vor sich geht, kann es nicht seine Funktion erfüllen, denn es manifestiert nur irgendeinen genau begrenzten Inhalt (Bezeichnetes). Das sprachliche Zeichen aber kann wie für die Bezeichnung logischer, so auch poetischer Systeme ausgenutzt werden. Die veränderten grammatischen Funktionen und metaphorischen Abarten der lexikalischen Bedeutung hüllen sich ohne irgendeine Gewalttat in die schon angegebene sprachliche Form. Während alle anderen Zeichen künstlich gebildet oder dem Bezeichneten künstlich zugewiesen sind, ist das bei der Sprache sogar auf der Anfangsstufe ihrer Entstehung und Entwicklung ausgeschlossen, denn das sprachliche Zeichen ist von Anfang an – das Gegebene.

Ungeachtet der fast einmütigen Behauptung bedeutender Denker ist die volle und kompromißlose Gleichsetzung der Sprache (besser gesagt: der sprachlichen Form) mit allen anderen Zeichensystemen unmöglich. Das ist eine klare Darlegung des Falles, denn der Sprache ist tatsächlich keine einzige Eigenschaft unmotivierter

(willkürlicher, „reiner“) Zeichen eigen. Natürlich gibt es in der Sprache unmotivierte (besser gesagt: gegenwärtig eine unerkennbare Motiviertheit besitzende) Wörter, das bedeutet aber nicht die Unmotiviertheit des sprachlichen Zeichens. Das sprachliche Zeichen bildet die sprachliche Form, sie aber kann nicht unmotiviert sein. Die Motiviertheit der Sprachform und in der Sprache existierenden Wörter ist nicht ein und dasselbe. Die Bemerkung von Benveniste, daß das sprachliche Zeichen gegenüber dem bezeichneten Objekt willkürlich sein kann, aber nicht in dem gegebenen Sprachsystem und nicht gegenüber anderen Elementen dieses Systems, scheint richtig zu sein. In der Sprache ist alles gegenseitig determiniert, also motiviert und in Gleichgewicht gebracht. Demnach kann die Sprache nicht als System unmotivierter (willkürlicher) Zeichen angesehen werden.

Aber die Sprache kann auch nicht den motivierten Zeichen (Symbolen) gleichgesetzt werden. Das heißt, die Sprache kann nicht als System von Symbolen angesehen werden, was dem Gesichtspunkt der Existentialisten widerspricht. Ein Symbol ist durch einen Gegenstand motiviert. Es wird für die Bezeichnung irgendeines Merkmals oder irgendeiner Eigenschaft des Gegenstandes oder der Erscheinung ausgenutzt. Hier sind zwei Fälle möglich: 1. Die ständige Verwendung des Merkmals oder der Eigenschaft, d. h. Symptoms zur Bezeichnung von irgendetwas und 2. die abstrahierte (oder stilisierte) Verwendung zur Bezeichnung von irgendetwas. Also, das Symbol ist gegenständlicher Herkunft, gegenständlicher Natur und wird als sein Bezeichnendes und gleichzeitig sein Bestandselement unmittelbar auf den Gegenstand bezogen. Obwohl die Sprache eine unmittelbare gegenständliche Beziehung ausdrücken kann (dieser Natur sind in der Sprache die Eigennamen, die sich direkt auf ein konkretes Objekt beziehen), ist es doch unmöglich, daß die sprachliche Tatsache das Bestandselement oder Merkmal des Bezeichneten ist. Zum Unterschied vom reinen Symbol hat die Sprache materiell nichts Gemeinsames mit dem bezeichneten Objekt, und gerade deshalb kann sie nicht ein Symbol sein. Für die Bezeichnung der Erde widerspiegelt die Sprache nicht die Form des Balls (also wiederholt nicht die Konfiguration der Erde), sondern den Begriff „die Erde“ (d. h. das Spiegelbild „der Erde“ im Bewußtsein) auf der Grundlage der Einheit der sprachlichen Funktion und sprachlichen Form.

XII.

Das Obenerwähnte aber bedeutet nicht, daß sich die Sprache überhaupt der Zeichen- und Symbolsysteme nicht bedient. Ohne das ist das vollkommene Funktionieren der Sprache unmöglich. Diese Tatsache kann aber nicht zur Bestimmung des immanenten Daseins, der inneren Eigenschaft und des Wesens (ontologischen Wesens) der Sprache dienen und auch keine unmittelbare Kompetenz der Sprachwissenschaft darstellen. Diese Seite der Sprache wird von der Wissenschaft studiert, die nach Benveniste von zwei Persönlichkeiten, zweier polar entgegengesetzter Genies, Peirce und Saussure, gefördert wurde. Diese Wissenschaft ist die Semiotik (nach Saussure – Semiologie).

Die volle Gleichsetzung der Sprache und des Zeichensystems rief die volle Gleichstellung solcher unterschiedenen Systeme wie Sprache, Verkehrsampel, Morsealphabet usw. hervor. Hjelmslev, mit dessen Namen die

äußerst formalisierte Sprachtheorie verbunden ist, stellt irgendeinen wesentlichen Unterschied zwischen obenerwähnten Systemen in Abrede. In diesem Punkt sind wir gewiß geteilter Meinung. Die Verkehrsampel und ähnliche Zeichensysteme haben keine andere Mission als das, den konventionellen Status für die Bezeichnung von etwas genau abzdrukken. Die Sprache aber ist kein mechanischer Abdruck der Wirklichkeit, sondern schöpferische Widerspiegelung und Einschätzung der objektiven Realität. Gerade dieses stilistische Merkmal ist bei der Gleichsetzung der Sprache und anderer Zeichensysteme nicht in Betracht gezogen.

XIII.

Und doch, wodurch wurde die Erklärung der Sprache zum Zeichensystem hervorgerufen? Es gibt kaum eine andere Frage, in deren Formulierung die Vertreter ganz unterschiedlicher und oft entgegengesetzter Richtungen so einig wären. Das hat natürlich seinen Grund. Die Formulierung des Wesens des Wortes nimmt ihren Anfang in einem noch im alten Griechenland entstandenen gelehrten Streit: ist das Wort gegenüber dem bezeichneten Gegenstand natürlich oder willkürlich. Dieses Dilemma wurde in den folgenden Jahrhunderten zu Gunsten der Willkürlichkeit des Wortes gelöst. Das war gesetzmäßig, weil selbst die oberflächliche Vergleichung der Sprachen uns zeigt, daß die Bezeichnung des Gegenstandes nicht durch die Eigenschaften des Gegenstandes bedingt sein muß (ein und derselbe Gegenstand wird in verschiedenen Sprachen verschieden benannt). Im entgegengesetzten Falle müßten die Benennungen in allen Sprachen gleich sein.

Das Problem der Motivierung ist nicht heitlich, und dabei ist es von großer Bedeutung bei der Erforschung der immanenten Natur der Sprache, bei Feststellung der inneren Verhältnisse der Sprache und überhaupt bei der Erforschung der Frage – was ist die Sprache. Unter der Vielseitigkeit des Problems der Motivierung werden nämlich verschiedene Arten der Motivierung und der mit ihnen verbundenen Spezifik der Forschung gemeint. Von den Arten der Motivierung sind die wichtigsten: 1. Phonetische Motivierung, 2. Morphologische Motivierung, 3. Syntaktische Motivierung, 4. Lexikale Motivierung. Darunter ist nur die lexikale Motivierung gegenständlich (dabei nicht unmittelbar, sondern mittels eines Begriffes); nur hier kann von nichtmotivierten und motivierten Verhältnissen die Rede sein. Als Beispiele zu dem ersten Fall werden genannt: Regen, Schein . . ., zu dem zweiten Fall – Regenbogen, Scheinwerfer. Also, alles geht auf sprachlich unklare, verdunkelte oder klare Etymologien zurück. Dabei wird gleichzeitige (synchronische) Gegebenheit gemeint, da andererseits die Unmotiviertheit (unklare, verdunkelte Etymologie) unbeständig ist und nach dem wissenschaftlichen Eindringen die Ursache einer gegenwärtig verdunkelten Motivierung geklärt werden kann. Dann kommt natürlich der Nichtmotivierungsstatus nicht in Frage. Durch eine solche Vertiefung in Frage kann man dazu kommen, daß es endlich keine von Anfang an nichtmotivierten lexikalische Einheit gibt (theoretisch ist ein solcher idealer Fall möglich). Was folgt daraus? Daß die von Anbeginn abgelehnte Theorie, nach der die Benennung des Gegenstandes durch die Natur und Eigenschaften dieses Gegenstandes bestimmt ist, gerecht ist? (In dieser Hinsicht erinnere

ich mich an die Idee, die in Platons *Kratylos*-Dialog aufgeworfen ist, obwohl die praktische Verwirklichung dieser Idee meistens auf falsche Etymologien gestützt ist. Und welche Antwort finden wir für eine der stärksten Kontrafragen der obenerwähnten Theorie: Wenn die Benennung des Gegenstandes aus dessen Natur hervorgeht, warum wird dann ein und derselbe Gegenstand in verschiedenen Sprachen unterschiedlich benannt? Unserer Meinung nach finden wir dafür eine überzeugende Antwort: den Grund der unterschiedlichen Benennungen in verschiedenen Sprachen für einen Gegenstand müssen wir in verschiedenen Prinzipien der Benennung suchen. Zum Beispiel bedeutet das georgische Wort „Savbalaxa“ – wörtlich „schwarzes Kraut“, es entspricht dem russischen „pustyrnik“. In beiden Fällen ist die Etymologie sehr klar, also in beiden Fällen ist die Benennung motiviert, in beiden Fällen sind die Entstehung der Benennung und deren sprachliche Struktur durch die Eigenschaften und Merkmale des Gegenstandes bedingt.

Hier haben wir also verschiedene Benennungen nicht deshalb, weil sie durch die Natur des Gegenstandes nicht bedingt sind (d. h. gegenüber der Natur des Gegenstandes willkürlich sind). Als Grund der Benennung sind hier verschiedene Merkmale des Gegenstandes genommen. Jede Sprache wählt also verschiedene Merkmale zur Benennung eines Gegenstandes willkürlich, diese Wahl ist von vornherein durch die semantische Struktur einer jeden Sprache bedingt. Den Grund der Sprache bilden die Relationen der sprachlichen Formen und nicht die Relationen der Gegenstände. Mit ihrem phonetischen Bestand und mit ihrer Struktur ist die Sprache völlig unabhängig von der Welt der Gegenstände. Die Sprache ist keine mechanische Darstellung der Dinge, die Sprache bedient sich nur der Zeichen für den Ausdruck ihrer inneren Verhältnisse. Die Welt der Dinge, Gegenstände und die Sprache sind als formbesitzende Substanzen voneinander unabhängige Systeme. Deshalb bedeutet die Bedingtheit der semantischen Struktur der Sprache durch die Welt der Gegenstände keinesfalls ihre formmäßige Gleichheit. Deshalb kann der Gegenstand die Benennung bedingen und bedingt sie auch, aber der Form nach wird das von verschiedenen Sprachen unterschiedlich ausgedrückt.

XIV.

Wenn unser Gesichtspunkt richtig ist, dann wird das Problem des sprachlichen Zeichens nicht wegfallen, son-

dern noch schärfer und ernster gestellt. Und tatsächlich, wenn die Bedingtheit des Wortes durch den Gegenstand (hier wird die semantische Seite des Wortes gemeint) und die Willkürlichkeit des Wortes gegenüber dem Gegenstand (hier wird die Form des Wortes gemeint) einander nicht ausschließen, sondern im Gegenteil, einander umfassen und in einer sprachlichen Gegebenheit vereint sind, so entsteht ganz real und natürlich die Frage von der Stelle (Status) des sprachlichen Zeichens in diesen komplizierten Beziehungen, besser gesagt – die Frage nach seiner Rolle und Bestimmung. Heutzutage aber bleibt sogar die Frage unentschieden, was eigentlich als sprachliches Zeichen gelten soll. Als sprachliches Zeichen kann entweder der Laut oder das Wort oder „die Kombination von Begriff und akustischen Gestalten“ (F. de Saussure) oder der Anzeiger der gegebenen sprachlichen Bedeutung oder der Bezeichner des Gedankens usw. gelten. Diese Vielfalt der Bestimmungen ist durch die Bemühungen hervorgerufen, auf irgendwelche Weise die Sprache mit dem Zeichensystem zu verknüpfen, aber das ist nicht gelungen, weil die Sprache kein Zeichensystem ist. Die Sprache bedient sich nur des Zeichensystems beim Ausdruck ihrer inneren Beziehungen. Ihrerseits darf die Bestimmung des sprachlichen Zeichens die Grenzen des immanenten Wesens der Sprache nicht überschreiten. Das sprachliche Zeichen darf nicht auf einen Gegenstand oder eine Erscheinung bezogen werden, also auf die außersprachliche Gegebenheit bezogen werden. Das mit dem sprachlichen Zeichen Bezeichnete darf nicht eine außersprachliche Erscheinung sein. Im entgegengesetzten Falle wird es kein Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern der Semiotik sein. Aber selbst die sprachlichen Zeichen, die zur Kompetenz der Sprachwissenschaft gehören, umfassen die Sprache nicht ganz, sondern sind nur Ausdrucksmittel, derer sich die Sprache bedient.

XV.

Die Erklärung der immanenten Natur der Sprache ist mit einer Reihe von Schwierigkeiten verbunden. Ungeachtet dessen scheint es uns möglich, folgende vorläufige Bestimmung der Sprache vorzustellen:

Die Sprache ist ein System von innerlich organisierten und determinierten sprachlichen Formen, das die zu sprachlichen Funktionen transformierte Wirklichkeit des Bewußtseins darstellt. Deswegen muß man sowohl das formale als auch das funktionale Wesen der Sprache erforschen.

Anmerkungen

- 1 M. Matschawariani: Über den Gegenstand der Linguistik. Die gegenwärtigen Fragen der allgemeinen und mathematischen Sprachwissenschaft, Band II, Tbilissi, S. 54–55.
- 2 A. Tschikobawa: Sprachwissenschaft, Tbilissi, 1945, S. 92–103.

Zur Kategorie des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit im Neugeorgischen

Bei der Analyse der sprachlichen Tatsachen beschränkt sich die linguistische Forschung gewöhnlich auf einzelne hierarchische Stufen. Die höchste von ihnen – die semantisch-stilistische – bereitet dem Forscher besondere Schwierigkeiten: Freiheit bei der Festlegung der Kriterien, die zur Abgrenzung der Mikrosysteme dienen, gegenseitige Überschneidung ihrer Umfänge, das umfangreiche empirische Material lassen uns vermuten, daß die Projizierung der streng bestimmten logischen Sprache auf diese hierarchische Stufe der natürlichen Sprache und danach das Eindringen in die Tiefen der anderen Ebenen besonders konstruktiv sein sollte. Als logische Objekte und ihre Wechselbeziehungen, deren sprachliche Realisierung linguistisch von Belang ist, können betrachtet werden: Konjunktions-, Disjunktions- und Implikationserscheinungen sowie die Consecutio temporum und Kausalität. Das linguistische Problem kann bei der Erforschung dieser Spracherscheinungen so formuliert werden: Mit welchen sprachlichen Mitteln und auf welche Weise realisiert sich im allgemeinen die in den streng definierten logischen Objekten und ihren Wechselbeziehungen existierende Wirklichkeit? Wir befassen uns aber nur mit der Analyse einer Erscheinung, und zwar mit der des Vergleichsmechanismus und seinen sprachlichen Realisationsstrukturen.

Zu den Begriffen: Vergleich, Identität, Ähnlichkeit

Der Vergleich ist eine universelle Erscheinung. Vom gnoseologischen Gesichtspunkt aus bildet er die Basis für allerlei Erkenntnisse: Ein beliebiger Begriff ist an sich das Ergebnis irgendeines Vergleichs. Wo wir es mit einem System zu tun haben (was ein wesentliches Merkmal sowohl für die begriffliche als auch für die sprachliche Realität ist), so werden darunter auch jene Objektklassen gemeint, die ausgesondert und identifiziert sind und auf Grund des Vergleichs funktionieren: Durch Vergleich und Gegenüberstellung werden die Äquivalenz, die Ähnlichkeit, der Unterschied und die Identität der Objektmerkmale festgestellt, was letzten Endes als Begriff ausgestaltet wird. Das ist der primäre, verschleierte, als Ergebnis gegebene Vergleich, der den Gegenstand unserer Forschung nicht bildet. Der Begriff als Gesamtheit gewisser Zeichen identifiziert sich erst nach der Feststellung ihrer Gleichheit. Zuerst ist es aber nötig, die Ähnlichkeit zwischen den zu vergleichenden Zeichen zu postulieren. Somit hat der Begriff der Ähnlichkeit eine fundamentale Bedeutung für die Genesis des Vergleichs sowie für die Festlegung der Identität und des Unterschiedes auf Grund des Vergleichs.

Uns interessiert der Vergleich der schon als Begriffe ausgestalteten Objektklassen (A, B). Infolge der Formalisierung des Vergleichs ergeben sich streng bestimmte Antworten von endlicher Qualität: $A = B$ bzw. $A \neq B$.

Das ist eine abstrahierte Wiedergabe jener nicht trivialen These, daß beim Vergleich nach irgendeinem Zeichen (in der Logik wird der Zeichenbereich das Intervall der Identitätsabstrahierung genannt) die Objektklassen entweder identisch oder nicht identisch sind. Wir sagen nicht trivial, denn auf der ontologischen Ebene des Vergleichs der Gegenstände bleibt uns keine Alternative mehr: Seinem Wesen nach ist der Gegenstand individuell und nur mit sich selbst identisch. Daraus folgt das Gesetz von fundamentaler Bedeutung, demzufolge man sich einen Gegenstand nicht als zwei vorstellen kann; hieraus kommen wir zum Schluß, daß vom Standpunkt der Identität und der Unterschiedlichkeit aus der Vergleich nur auf der gnoseologischen Ebene einen Sinn hat. Sobald die Identität zwischen den Gegenständen konstatiert wird, so bedeutet das, daß wir den Bereich des Gegenstandswesens verlassen haben und in die Sphäre der Begriffe übergegangen sind, wo im Rahmen des Begriffsumfanges die Objekte schon identisch sind. Wird das Abstraktionsintervall äußerst vergrößert, so ist es im Prinzip möglich, alle Objekte durch das Identitätszeichen miteinander zu verbinden.

Was aber die Ähnlichkeit betrifft, so ist sie innerlich, ihrem Inhalt nach, ein dialektischer Begriff und enthält Elemente der antinomischen Gegenüberstellungen – die der Identität und des Unterschieds. Sie ist keine mechanische Mischung von dieser Antinomie, sondern solch eine Synthese, in der jeder Bestandteil gewissermaßen modifiziert auftritt. Die Identität ist statisch, die Ähnlichkeit aber – dynamisch. Stellen wir uns die Identität graphisch als einen Grenzpunkt vor, so können die Ähnlichkeitsstufen die Punkte der Geraden darstellen, die zum Identitätspunkt streben.

Wie schon erwähnt, ist der ontologische Bereich der Gegenstände für die Identität eine unerreichbare Sphäre. Die Ähnlichkeit aber stützt sich im Gegenteil darauf: Wenn auf der Begriffsstufe identische Objekte einander ähnlich werden (beispielsweise A Mensch dem B Menschen, d. h., der Begriff eines Menschen bildet das Intervall der Abstraktion), wird damit der Gedanke realisiert, daß mit ihrer Einschließung in das Vergleichsmodell die gnoseologische Ebene verlassen und damit die real-physische Unterschiedlichkeit der Gegenstände a priori vorausgesetzt wird. Darin besteht der wesentliche Unterschied zwischen den Begriffen der Identität und der Ähnlichkeit. Für die Identität gibt es im Rahmen des Begriffs keinen Unterschied, für die Ähnlichkeit aber ist er auch im Begriff selbst unentbehrlich.

Der Bestimmung des Vergleichs als eines Tropus liegt oft der Begriff der Ähnlichkeit zugrunde: Der Vergleich ist solch ein Tropus der Rede, der die Ähnlichkeit eines Gegenstandes mit dem anderen nach dem Zeichen unterstreicht, das auch für den ersten anzunehmen ist. Diese

Definition umfaßt die wesentlichen Zeichen einer Kategorie, die im Ausdrucksplan des georgischen Sprachsystems mit verschiedenen Sprachmitteln realisiert wird und als Kategorie des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit bezeichnet werden kann.

Die Ähnlichkeit als eine gnoseologische Tatsache ist eine Operation, bei der in die strukturelle Organisation eines Objekts, die in unserem Bewußtsein fixiert ist, ein anderes Objekt eingeordnet wird. Die Operation enthält den subjektiven Moment der Wahrnehmung und ist deshalb manchmal auch die Quelle eines Fehlers. Die Ähnlichkeit ließ uns die Ideen voneinander abgrenzen, und gleichzeitig entsteht dadurch die Gefahr, sie zu verwechseln. Wenn aber für das wahrnehmende Subjekt der Übergang der Ähnlichkeit in die Identität manchmal das Ergebnis eines Fehlers ist, so kann man in gewissen Fällen, beispielsweise in der poetischen Rede, die Identität dort „entdecken“, wo die Ideen scharf abgegrenzt sind. Den Versuch, das zu identifizieren, was nicht identisch ist, und dadurch auf die Unterschiedlichkeit hinzuweisen, halten wir für das wesentliche Zeichen des Ähnlichkeitsbegriffs.

Mit der Ähnlichkeiterscheinung befassen sich verschiedene Wissenschaften. Die in der Rede aktualisierte Ähnlichkeit besitzt auch den linguistischen Aspekt. Diese Kategorie kann auf verschiedenen Sprachebenen analysiert werden. Der Gegenstand der Forschung selbst ermöglicht es, den Vergleich auf Grund der Ähnlichkeit vor allem als logisches resp. logisch-psychologisches Modell und später die Schemata der sprachlichen Realisation von diesem LM zu betrachten. Diese Schemata sind in zwei Richtungen zu analysieren: 1. Beschreibung der Schemata nach dem grammatischen (morphologisch-syntaktischen) Gesichtspunkt und 2. Beschreibung und Distribution der Lexeme, die die Schemaglieder realisieren. Der Vergleich auf Grund der Ähnlichkeit als ein Tropus gehört zu den wissenschaftlichen Komponenten der bildhaften Rede, deshalb treten bei ihrer Analyse die ästhetischen Faktoren zutage, deren Bewertung uns in den Bereich der Stilistik und Poetik führt.

Das logische Modell der Kategorie des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit

Der Begriff der Ähnlichkeit umfaßt an sich das Vergleichsmoment, nur infolge des Vergleichs ergeben sich die Ähnlichkeit bzw. der Unterschied. Andererseits ist für den Vergleich die Ähnlichkeit der Subjekte stimulierend. Hier unterläuft man angeblich der Gefahr des *circulus in demonstrando*: Man vergleicht, weil es Ähnlichkeit gibt, seinerseits aber ist die Ähnlichkeit das Ergebnis eines Vergleichs. Aber die uns interessierenden Begriffe decken sich nicht. Es ist in Betracht zu ziehen, daß die Ähnlichkeit vom Vergleich nicht unbedingt abgeleitet wird. Der Vergleich ist ein operativer Begriff, die Ähnlichkeit aber – ein resultativer, denn letztere hat als ontologischen Grund die Postulierung gemeinsamer Zeichen der Objekte bzw. ihrer Kombinationen. Die Objekte können nach einem Zeichen verglichen werden, aber dabei ergibt sich nicht immer die Ähnlichkeit. Andererseits besteht zwischen den Objektklassen eine potentielle Ähnlichkeit, was noch zu entdecken ist. Diese Annahme wird durch die Praxis bestätigt: Die poetische Entdeckung bedeutet unter anderem, die

Ähnlichkeit der Objekte nach einem Zeichen zu bemerken und sie zum Gegenstand der poetischen Reflexion zu machen.

Nachdem die Begriffe des Vergleichs und der Ähnlichkeit abgegrenzt sind, beschreiben wir die Wirkung des Prinzips jenes universellen Mechanismus, das jedem Vergleich auf Grund der Ähnlichkeit zugrunde liegt. Die zur Bezeichnung der Objektklassen und ihrer Wechselbeziehungen benutzten Symbole dienen nur zur lakonischen und eindeutigen Bezeichnung der Begriffe.

Im Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit unterscheidet man zwei gegensätzliche Größen, die entsprechend das Verglichene und das zu Vergleichende genannt wird. Mit dem Begriff das Verglichene wird die Objektklasse bezeichnet, die ähnlich ist und zu deren Charakterisierung das obengenannte Modell dient. Dafür haben wir das Symbol A. Die Objektklasse, die nach irgendeinem Zeichen zur Charakterisierung von A herangezogen wird (d. h. die dem A gleichgestellt wird), wird das zu Vergleichende genannt und mit B bezeichnet. Im Modell gibt es noch die Zeichenklasse N, die eine gemeinsame Determinante von A und B ist.

Für das logische Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit werden als Grundsätze postuliert:

1. Am Vergleich auf Grund der Ähnlichkeit beteiligen sich A- und B-Objektklassen;
2. Das Modell enthält eine N-Zeichenklasse;
3. Keine von diesen Klassen ist leer: $A \neq 0$, $B \neq 0$ und $N \neq 0$;
4. $A \neq B$ (im Bereich des Modells sind die Objektklassen nicht identisch);
5. $A \subseteq N$ und $B \subseteq N$, d. h. wenn wir uns A und B als eine Gesamtheit von bestimmten Zeichen vorstellen, so ergibt sich in den Zeichen beider Gruppen ein gemeinsames Zeichen N.

Dazu muß erläutert werden: 1. $N \neq 0$ weist uns allgemains darauf hin, daß die Objekte im LM ohne ein Zeichen miteinander nicht verbunden werden können. 2. $A \neq B$ zeigt, von der ontologischen Individualität der Gegenstände ausgehend, daß die Objekte nicht identisch sind. Bei der sprachlichen Realisation des logischen Modells werden A und B gewöhnlich mit unterschiedlichen Begriffen und dementsprechend durch unterschiedliche Lexeme realisiert, so daß es nicht mehr nötig ist, den Unterschied der Gegenstände nach ihrem Wesen zu betonen. Wenn aber ausnahmsweise A und B durch sprachlich identische Größen realisiert werden, so unterscheiden sich die Objekte vermutlich durch ein für den Begriff nichtwesentliches Zeichen, welches im Modell zweifelsohne realisiert werden muß und kann, z. B. das Bezeichnen der Besitzverhältnisse von Objekten; für den Begriff „*mankana*“ (Maschine) gelten die Besitzverhältnisse nicht als wesentlich, aber im LM kann den identischen A- und B-Realisationen eben dieses Zeichen zugrunde gelegt werden: „*žemi mankana ise mužaobs, rogorc – mezoblis*“ (meine Maschine arbeitet so wie die des Nachbarn).

Wie es sich ergeben hat, sind diese postulierten Thesen nicht trivial und werden bei der sprachlichen Realisation dieses Modells als Axiome betrachtet.

Das logische Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit weist darauf hin, daß N für das Verglichene (A) quantitativ weniger kennzeichnend ist als für

das zu Vergleichende (B). Dieses Modell funktioniert zur quantitativ-intensiven Ausgleichung des gemeinsamen Zeichens der bestimmten Objekte.

Wenn die obengenannten Thesen notwendig und hinreichend sind, um das Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit zu beschreiben, dann muß jede sprachliche Tatsache, um als ein Vergleich konstatiert zu werden, folgende Forderungen befriedigen: Bei der Projektion des logischen Modells auf die sprachliche Tatsache müssen alle Komponenten des logischen Modells und des Prinzips ihrer Wechselbeziehung ausgesondert bzw. wiederhergestellt werden.

Die LM-Realisationschemata

Das logische Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit, dieser universelle Mechanismus, realisiert sich in jeder Sprache durch die grammatischen Strukturen, die für diese Sprache kennzeichnend sind. Im Georgischen ist das ein Satz bzw. ein Satzblock. Die Strukturen mit solcher Funktion werden *Schemata* genannt. Die Schemata sind durch das System einzelner Sprachen determiniert, wenn das logische Modell von der sprachlichen Realisation unabhängig ist. Die Anzahl der Schemata hängt von der Mannigfaltigkeit und Eigenart der grammatischen Mittel ab, die in einer Sprache zum Ausdruck der Kategorie des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit verwendet werden. Zu diesem Zweck verfügt die georgische Sprache über ein reiches grammatisches Inventar; das sind: Präpositionen mit der Funktion des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit, die zur Präposition gewordenen Lexeme, Konjunktionen, Derivationsaffixe, Flexion, Pause, die wir mit einem vereinigendem Terminus – *Ähnlichkeitselement* ()/1/ bezeichnen.

In den Schemata unterscheiden wir drei konstruktive Hauptkomponenten, die Bestandteile der Schemata genannt werden. Diese sind mit den Objekten (A und B) des logischen Modells und mit der Zeichenklasse (N) äquivalent. Ein Bestandteil des Schemas ist nicht immer ein selbständiges Wort, denn manchmal: a) wird ein Teil des Schemas mit mehreren Wörtern wiedergegeben und b) realisieren sich in einem Wort beide Teile des Schemas. Der Schemateil besteht seinerseits aus *Schemagliedern*, von denen eines als Hauptglied und das andere als sein *Bestimmungswort* gilt. Ein Teil kann ein Glied realisieren, dann ist das ein Hauptglied. Die Realisation von A durch das Hauptglied bezeichnen wir mit dem Symbol a, die von B mit dem Symbol b, und die von N mit n. Die Manifestation von a und b geschieht in der Rede durch Substantive und andere substantivierte Redeteile, in besonderen Fällen durch Wechselbeziehungen von Substantiven. Die n-Manifestation vollzieht sich aber durch das Attribut oder Prädikativ. Nicht alle mit den Hauptgliedern syntaktisch verbundenen Wörter sind Schemaglieder: als Bestimmungsglied gilt ein Wort, ohne das das Modell auf der semantischen Stufe zerfällt./2/ Das bestimmende Glied, je nachdem, welches Glied es bestimmt, wird mit den Symbolen Ga, Gb und Gn bezeichnet.

Die Schemata unterscheiden sich entweder durch Elemente oder durch Wechselbeziehungen der Bestandteile des Schemas. Das logische Modell realisiert sich durch die Ähnlichkeitsschemata, die Schemata aber

ihrerseits durch verschiedene semantische Einheiten. Es gibt ein Modell und mehrere Schemata mit ihren grenzlosen Realisationsmöglichkeiten. Das Mittelglied zwischen dem hypothetisch-deduktiven Modell und den empirischen Tatsachen des in der Rede realisierten Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit stellen die Schemata der Ähnlichkeit dar, die nach der semantisch-strukturellen Funktion von n zwei Hauptgruppen bilden: in den Schemata der ersten Gruppe ist n ein Attribut (das Symbol n_1), in denen der zweiten Gruppe aber – ein Prädikat (n_2). In den n_1 -Schemata ist a nach der Eigenschaftsbestimmung dem b ähnlich; in den n_2 -Schemata aber – nach der Bestimmung der Tätigkeit, des Vorgangs.

Die attributive Gruppe

Kennzeichnend für die Schemata dieser Gruppe ist, daß sie einen Teil (Block) der ganzen Satzkonstruktion bilden. Die Schemateile stehen zueinander in der Unterordnung: b und n_1 – beide erweitern a. Die Ähnlichkeitsfunktion wird durch die Elemente ausgedrückt, die b in einer gewissen Form verlangen. Diese Elemente sind -vit, -ebr, -tana, -nairi, -xela, -tola, -odeni, -odena, -gvari, -magvari, xnis, msgavsi, -dari.

In den attributiven Gruppen realisiert sich n_1 manchmal durch ein Einzelwort, manchmal aber durch -. Nach diesem Zeichen teilen sich die n_1 -Schemata in drei Gruppen: 1. Das Schema, in dem sich n_1 immer durch ein Einzelwort realisiert; 2. das Schema, in dem sich n_1 nicht durch ein einzelnes Wort realisiert, und 3. das Schema, in dem sich n_1 bald durch ein einzelnes Wort realisiert und bald nicht.

Dieser Klassifikation der Schemas liegt die semantische Füllung von Elementen zugrunde. Die unentbehrliche Komponente des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit (N) ist in manchem Element vollständig aufgelöst, manchmal aber ist $\bar{e}$ davon absolut frei. Es gibt auch solche Elemente, die im gewissen Kontext die Semantik von n_1 zusätzlich realisieren können.

In den Schemata mit den Elementen -vit und -ebr ist das Ähnlichkeitszeichen als ein einzelnes Wort gegeben: *ოჯახი მაყვალავით წავი ტვლები. მზეებ ცხოველი იყო გოველი* (sie starrte ihn mit ihren wie Brombeeren schwarzen Augen an; wie die Sonne lebensspendend war alles.)^c Bei der Manifestation des Schemas verschwindet n_1 manchmal, aber es ist immer mit hinzugedacht, und es bildet keine Schwierigkeit, es wiederherzustellen: *codo ar aris dedis rjesavit ოვინო გირს არიბდე* (ist es nicht schade, den wie die Muttermilch wohlschmeckenden Wein zu meiden). Durch den Zusatz von *გემრიელი* (wohlschmeckend) ist das Schema wiederhergestellt.

Also sind -vit und -ebr (E_1) Elemente, die die reine Relation bezeichnen; sie üben nur die grammatische Funktion aus (hier: die der Ähnlichkeit) und sind nicht fähig, selbständig auszudrücken, nach welchen Zeichen die Ähnlichkeit besteht. Deshalb ist n_1 ein einzelnes Wort.

Bei den Ähnlichkeitselementen -xela, -tola, -odena, -odeni/-deni, xnis realisiert sich n_1 selbst durch diese Elemente, und im Schema tritt es weder als einzelnes Wort auf, noch wird es gemeint. In den obenerwähnten Elementen (E_2) vereinigen sich die Ähnlichkeitsfunktion

und die Semantik des Zeichens. Im Georgischen wurden einige Inhalte des Zeichens (Maß, Menge, Alter) grammatikalisiert, und E_2 übernahm gerade diese grammatische Bedeutung; das Zeichen n_1 löste sich im Element auf. In solchen Schemata werden sowohl das zu Vergleichende (b) als auch das Zeichen (n_1) und das Ähnlichkeitselement (E) mit einem Wort wiedergegeben: *sacristola tvalebi, muštixela dedaberi, gošisodena virtxa, tkvenodena mamulebi, papas knis moxuci* (wie ein Sieb große Augen, die faustgroße Greisin, die ferkelgroße Ratte, so große wie Ihre Landgüter, der Alte im Alter des Großvaters).

In allen Fällen ist n_1 im Element vorhanden.

Das dritte Schema bildet einen Übergangstyp: seine Elemente -nairi, -tana, (E_3) realisieren sich auf zweierlei Weise, a) nur nach der Ähnlichkeitsfunktion; in dem Falle ist dieses Schema ein Analogon des Schemas mit „vit“, und n_1 ist ein einzelnes Wort; b) mit der zusätzlichen Nuance der globalen Ähnlichkeit, was als n_1 wahrgenommen wird, und da sich dieses Element auflöst, tritt das Zeichen nicht als ein Einzelwort auf und wird es auch nicht gemeint, hier liegt schon ein Analogon des Schemas „xela“ vor.

Bei der globalen Ähnlichkeit werden die Objekte nicht nach einem bestimmten Zeichen verglichen, sondern nach der Gestalt, als ein Ganzes. Das E_1 -Element ist eine reine Form der Ähnlichkeit, das abstrahierte Zeichen des Ähnlichkeitsverhältnisses. Das E_2 -Element drückt auch die inhaltliche Seite des Ähnlichkeitsverhältnisses aus. Das E_3 -Element ist entweder völlig inhaltslos oder mit der einheitlichen Ähnlichkeit beinhaltet. n_1 ist im letzten Fall kein einzelnes Wort mehr, denn der globale Charakter der Ähnlichkeit ist das N selbst.

Die Schemata der n_1 -Gruppe

1. $[gb] - b + E_1 - (n_1) - a \dots$
2. $[gb] - b + E_2 - a \dots$
3. $[gb] - b + E_3 - n_1 - a/3/ \dots$

Die prädikative Gruppe

Die Schemata dieser Gruppe bilden keine Blöcke der Satzkonstruktion, sondern eine ganze Konstruktion, da die strukturell allerwichtigste Satzkomponente im Georgischen, das Verb-Prädikat, eines der Glieder dieses Schemas ist - n_2 /.

Die Schemaelemente der Prädikatgruppe werden im Vergleich mit der des Attributs in drei Gruppen eingeteilt: 1. Gebraucht sind dieselben Elemente, die in der attributiven Gruppe vorhanden sind: -vit-ebr/ E_1 /; 2. die Elemente der attributiven Gruppe sind morphologisch modifiziert: -eburi → -eburat, -nairi → -nairad, -gvari → -gvarad, -magvari → -magvarad, dari → darad, msgavsi → msgavsad. Wie man sieht, funktioniert ein Teil von E_2 und E_3 im Adverbial als Elemente/ E_1 / der prädikativen Gruppe; aber nur ein Teil und nicht alle: Die Semantik der Elemente -tola, -xela, -odeni, xnis drückt die Ähnlichkeit nach Maß, Quantität und Alter aus. Diese Zeichen können die Handlung nicht charakterisieren. In der prädikativen Gruppe hat -tana auch keine Ähnlichkeitsfunktion: vgl. *čemnairad čaivvi* (kleide dich wie ich) - *čemistana* (?) *čaivvi*. 3. Es gibt auch solche Elemente, die für die attributive Gruppe nicht kennzeichnend

waren. Das sind Konjunktionen: *rogorc, vita, vitarca* / E_3 / (wie), die sich stilistisch unterscheiden: *vita* und *vitarca* sind für das Neugeorgische Archaismen.

Der „komplexe“ Vergleich

Von den Schemata der Kategorie des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit ist das Schema mit einer Konjunktion als Element strukturell besonders eigenartig. Alle anderen Schemata vergleichen nur ein a mit einem b (wenn wir mit einem sagen, so wird darunter eine strukturelle Einheit im Sinne des logischen Modells gemeint, sonst können a und b als Verschmelzung gleichartiger Nomina oder in Pluralform auftreten). In den attributiven Schemata war nichts anderes zu erwarten, denn das attributive Zeichen kann nur ein Glied charakterisieren, dem es untergeordnet ist. Syntaktisch ist es immer „der Diener des Herren“. Nach dem prädikativen Zeichen /das Verb-Prädikat/ aber ist es möglich, mehrere Glieder miteinander zu verbinden; denn es dient zur Kennzeichnung mehrerer Glieder.

Beim Vergleich nach diesem Zeichen ist es folglich möglich, nicht nur eine einzelne, mit dem Verb-Prädikat verbundene Einheit mit einer anderen Einheit zu vergleichen, die dasselbe Zeichen trägt, sondern auch mehrere Einheiten mit mehreren. Dabei besteht keine Notwendigkeit, die an diesem komplexen Vergleich beteiligten entsprechenden Komponenten miteinander nach demselben Zeichen durch die Ähnlichkeitskategorie vereinzelt zu vereinigen; z. B. *rogorc gvls ežavreba gogirdi, ise me zoblebs ežavrebodat mamašeni* (wie eine Schlange Schwefel haßt, so hassen die Nachbarn deinen Vater).

Hier sind die entsprechenden Wortpaare einerseits *gvli* und *mezobeli* (Schlange - Nachbar), andererseits *gogirdi* - *mamašeni* (Schwefel - dein Vater). Aber infolge der unabhängigen Realisation von a und b durch diese Wortpaare zerfällt das Modell auf der semantischen Ebene, ungeachtet dessen, daß n dasselbe bleibt: *mezoblebs ise ežavrebodat mamašeni, rogorc gvls* /?/ (die Nachbarn haßten deinen Vater wie eine Schlange), *mezobles ise ežavrebodat mamašeni, rogorc gogirdi* /?/ (die Nachbarn haßten deinen Vater wie Schwefel /?/). In solchen Schemata der prädikativen Gruppe werden die einzelnen Einheiten nicht nach irgendeinem Zeichen einander ähnlich, sondern wird die prädikative Wechselbeziehung zwischen einigen (gewöhnlich zwei) Gliedern der durch dasselbe Zeichen wiedergegebenen Wechselbeziehung von anderen Gliedern ähnlich.

Bei der komplexen Ähnlichkeit erweitert sich also der Begriff der Objektklasse a und b im neuen Sinne: in diesem Fall realisieren sie nicht die einzelnen Glieder, Substantive oder andere substantivierte Redeteile, sondern die prädikativen Verhältnisse zwischen den Substantiven.

Die Schemata der n_2 -Gruppe

1. $a - [Gb] - b + E_1 - [Gn_2] - n_2$;
2. $a - [Gb] - b + E_4 - n_2$;
3. $a - [k] - n_2 - E_3 - [gb] - b$.
 $E_1 = vit, -ebr$;
 $E_4 = -nairad, -magvarad, -msgavsad, -eburat$;
 $E_3 = rogorc, vitarca, vita/vit$;
 $k = ise$.

Die Ellipse in den Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit

Als Ellipse bezeichnet man die Auslassung solch eines Elements in der Rede, das im real-situativen Kontext leicht wiederherzustellen ist. Diese sprachliche Erscheinung behandeln wir hier im Zusammenhang mit dem Vergleich auf Grund der Ähnlichkeit.

Das Ergebnis der Ellipse in den Schemata ist zweierlei: 1. Das Schemaglied fällt aus, die Struktur bleibt unverändert; 2. der Auslassung des Schemagliedes folgt die Veränderung der Struktur. Das erste Ergebnis haben wir im Falle n_1 , das zweite aber bei der Auslassung von a oder b .

Die Ellipse bezieht sich nicht gleichermaßen auf alle Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit; auch die Schemaglieder werden nicht gleichermaßen elliptisiert: a und b fallen gewöhnlich selten aus und dabei nur unter gewissen grammatischen und semantischen Bedingungen. Die Ellipse von n_2 gibt es überhaupt nicht. Das Allerwichtigste ist die Ellipse von n_1 .

Die Ellipse von n_1

Das n_1 erfüllt im Satz die Funktion eines Attributs. Seine Ellipse ist durch die Semantik von a und b bedingt. Oft enthält die Bedeutung eines Wortes eine ständige Eigenschaftsbestimmung, da das zu Bezeichnende in der Psychik des Mitglieds einer Sprachgemeinschaft immer die gleiche Ideenassoziation verursacht; so z. B. ist für den Stein die Härte eine ständige Eigenschaftsbestimmung, der Löwe erregt immer die Assoziation der Stärke usw. Diese Attribute sind mit den Substantiven derartig verbunden, daß sie sich in der Bedeutung des Wortes aufgelöst haben und zum „Begleiter“ der Wortbedeutung geworden sind, also gebraucht man sie nicht mehr als Bestimmungswörter, sie werden von selbst hinzugedacht (der „harte Stein“ ist z. B. ein semantischer Überfluß).

Wenn das Objekt mit einem solchen Attribut in den Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit das b realisiert, n_1 aber sein ständiges Bestimmungszeichen ist, kann n_1 ausfallen; z. B. *devivit/uzarmazari/korapebi*; *lomivit/guladi/meomari*, *gišerivit/šavi/tvalebi*, *tovlivit/tetri/xelebi*, *cecxlivit/moelvare/tvalebi*, *sixxlivit/čiteli/droša*, *iremivit/moxdenili/kali* (die wie Riesen/mächtigen/Ahornbäume; der wie ein Löwe/mutige/Kämpfer; die wie Achat/schwarzen/Augen; die wie Schnee/weißen/Hände; die wie Feuer/funkelnden/Augen; die wie Blut/rote/Fahne; die wie ein Hirsch/anmutige/Frau).

In diesem Fall ist nicht obligatorisch nur ein streng bestimmtes Wort wiederherzustellen: Im Gedächtnis werden mehrere semantisch benachbarte Wörter auftauchen: *lomivit/guladi*, *glieri*, *šepovari/meomari*, *tovlivit/tetri*, *špetaki*, *supta/zečari*, *iremivit/lamazi*, *moxdenili/kali* (der wie ein Löwe/mutige, mächtige furchtlose/Kämpfer; das wie Schnee/weiße, reine, makellose/Laken; die wie ein Hirsch/anmutige, schöne/Frau).

Seinerseits ist auch das Zeichen n_1 nicht unbedingt an das einzige Wort gebunden, das b realisiert, ebenso eng kann n_1 mit den anderen Wörtern, die semantisch mit b benachbart sind, verbunden sein; *glieri-vepxvi*, *magari-muxa*, *moxdenili-zeirani* (mächtiger – Tiger; starke – Eiche; anmutige – Gazelle) usw.

Freilich hat diese feste semantische Verbindung ihren logischen und psychologischen Grund. Vom sprachlichen Gesichtspunkt ist es aber nicht immer klar, warum von der ganzen Gesamtheit der Bestimmungszeichen im Vergleich einem bestimmten Zeichen der Vorzug gegeben wird; so z. B.: der Schnee ist nicht nur weiß, sondern auch kalt; der Achat ist nicht nur schwarz, sondern auch hart. Ausgeschlossen ist schwarzer oder heißer Schnee (wir meinen nicht die poetische Rede: „der rosafarbene Schnee“ und „der warme Schnee“ – solche Verbindung der Wörter erfüllt hier eine ästhetische Funktion). Aber wenn die b -Realisation der Schnee ist und n_1 ausfällt, so wird in der georgischen sprachlichen Psychik „weiß“ wiederhergestellt und nicht „kalt“; Hände wie Schnee, der Kamin wie Schnee assoziieren sich mit – weiße Hände, weißer Kamin, ungeachtet dessen, daß der Kontext „kalt“ als Bestimmungswort zu a nicht ausschließt.

Das Ausfallen von n_1 ist dann zu erwarten, wenn b in der Psychik eines Sprechenden die Assoziation nur eines Zeichens/4/ hervorruft, wobei es in der gegebenen Sprachgemeinschaft nicht in der gegensätzlichen Bedeutung interpretiert werden muß. Die b -Realisation durch das Wort „Löwe“ erregt die Assoziation nur eines Zeichens (die Stärke und nicht z. B. die Geschwindigkeit), und diese Assoziation ist immer positiv (wir halten es nicht für möglich, daß der Löwe schwach und ängstlich sein kann). Deshalb ist in solchen Fällen die n_1 -Ellipse möglich. Wenn im Ähnlichkeitschema das b Element durch das Lexem „Hund“ vertreten wird, dann gibt es keine Ellipse von n_1 , denn „der Hund“ ruft im Georgischen verschieden beinhaltenen Assoziationen hervor / *treu*, *böse*/, dabei sind sie für manche positiv, für die anderen negativ / *böse*, *gut*/. In solchen Fällen liegt n_1 vor, denn bei seiner Auslassung wäre es möglich, verschiedene semantisch unterschiedliche Wörter wiederherzustellen.

Die Ellipse von b

Die Auslassung des Lexems, das b realisiert, wirkt auf die Schemastruktur. Die Ellipse kann sowohl die attributiven als auch die prädikativen Gruppen betreffen. In den Schemata der attributiven Gruppe kann b nur in dem Fall ausfallen, wenn 1. das Schema ein E_1 -Element enthält, 2. b zum Bestimmungswort ein Substantiv hat [Gb], 3. a und b durch dasselbe Lexem realisiert werden und der mit dem Modell postulierte Unterschied zwischen ihnen auf dem Besitzverhältnis beruht. Führen wir ein Beispiel an: *arutina tagvivi vicro tvalebs axamxamebda* (Arutina zwinkerte mit den wie eine Maus kleinen Augen). Hier scheint keine Ellipse zu sein – b (*tagvivi*), n_1 (*vicro*) und a (*tvalebs*) sind vorhanden; aber das dieses b realisierende Lexem trägt das Zeichen n_1 , weder zu intensiv noch hat es zu ihm überhaupt eine semantische Verbindung (*tagvivi vicro*); das bedeutet, daß man es im zu analysierenden Schema mit der Ellipse zu tun hat; ausgefallen ist das eigentliche b /*tvalebi*/; die vollständige Form würde lauten: *arutina tagvis tvalebivi vicro tvalebs axamxamebda* (Arutina zwinkerte mit den wie die Augen einer Maus kleinen Augen). Die Struktur blieb nach der Ellipse äußerlich scheinbar unverändert, aber es fanden die innere Änderung und die Umstellung der Schemaglieder statt. Das Lexem, welches b realisiert, fiel aus, und das mit ihm verbundene Element E_1 ver-

setzte sich auf das substantivierte Bestimmungswort /Gb/, das Bestimmungswort mit dem Element aber nahm im Schema die Stelle von b ein.

In den Schemata der prädikativen Gruppe ist auch die Ellipse von b möglich. Hier gibt es nicht mehr manche Einschränkungen, die in den attributiven Schemata vorhanden sind: die Ellipse beschränkt sich nicht nur auf die Schemata mit E_1 -Elementen, als Bestimmungsglied für b ist auch ein attributives Bestimmungswort möglich; in Kraft bleibt auch hier die Hauptbedingung, daß a und b mit identischen Lexemen realisiert werden.

Strukturelle Veränderungen sind dieselben.

Die Ellipse von a

Es gibt solche Kontexte in den Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit, wo a ausgelassen wird. Das wird nur auf der semantischen Ebene der Analyse des Modells untersucht: Auf der grammatischen Ebene ist das Schemaglied a immer vorhanden. Hier haben wir das Schema der n_1 -Gruppe mit dem E_1 -Element; Gb ist aber ein substantivisches Bestimmungswort. a und b werden in diesem Fall mit unterschiedlichen Lexemen realisiert, doch sollen diese Lexeme funktional ähnliche Gegenstände bezeichnen: kbilefiwi, Zahn – Stoßzahn, tma – papari, Haar – Mähne, prēxili – klanči, Nagel – Krallen, južu – curi, Mutterbrust – Euter usw. Als Ausgangspunkt für den Vergleich „man lomivit papari gadaivarcxna“ (er kämmte die löwengleiche Mähne zurück) gilt „man lomis paparivit/xširi/tma gadaivarcxna“ (er kämmte das wie die Mähne eines Löwen/dichte Haar zurück). a ist hier /tma/Haar/. b ist in diesem Schema ein obligatorisches Glied. man lomivit gadaivarcxna tma/?/ (er kämmte das löwengleiche Haar zurück) ist unmöglich, denn es gibt keinen semantischen Zusammenhang zwischen Gb /lomi-Löwe/ und a /tma-Haar/. In solchem Fall kann die Metaphorisierung des Schemas beginnen, anstatt a/tma-Haar/ tritt b/papari-Mähne/ auf, E_1 löst sich vom b ab und erscheint in der Verbindung mit seinem Bestimmungswort Gb /lomi-Löwe/, das seinerseits auch fehlen kann: man papari gadaivarcxna (er kämmte sich die Mähne zurück). Das führt zur Annullierung des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit: da bekommen wir anstatt des Vergleichs eine Metapher. Metaphorisch gefärbt sind auch die Schemata mit der Ellipse des Ähnlichkeitselements. Im Redeakt wird das durch eine Pause ausgeglichen. Hier einige Beispiele, wo die Kategorie des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit durch das Null-Element/5/ realisiert wird: šeni tvali-čqaro sakalmaxe; da kjiapobdnen šors varskvlavebi-maradisobis čučrušanebi (dein Auge – ein Forellenbach; und es schimmerten weit die Sterne – der Ewigkeit Löchlein). Die allgemeine Struktur der Schemata mit Pausen ist dieselbe. Durch die Projizierung des logischen Modells des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit zeigen diese Schemata die Klasse der entgegengesetzten Objekte sowie das Zeichen, in dessen Bereich der Vergleich vor sich geht. In manchen Beispielen, besonders in solchen, wo den Vergleichsbereich das prädikative Zeichen bildet, gelingt es ohne weiteres, sie in Schemata mit E_1 bzw. E_3 -Elementen zu transformieren: zuzunebs šeni qoweli nervi-gadašimuli wolpramis japi – zuzunebs šeni qoweli nervi, rogorc gadašimuli. wolpramis japi (es jammert dein jeder Nerv – ein

gespannter Wolframfaden – es jammert dein jeder Nerv wie ein gespannter Wolframfaden).

Wo n_1 den Vergleichsbereich bildet, erfüllt die Pause eine Funktion des elliptischen Zeichens: šeni tvali-čqaro sakalmaxe sakalmaxe čqarosavit č m i n d a šeni tvali (dein Auge Forellenbach – dein Auge, wie ein Forellenbach klar/rein/). In solchen Fällen ist die Pause ein Analog des E_1 Elements.

Ist aber die Information bei dem Ersetzen der Pause durch ein beliebiges Element auf allen Sprachebenen identisch? Grundlegend für das ganze System des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit ist der Begriff „ähnlich“/die zu vergleichenden Objekte sind einander irgendwie ähnlich/, die Pause aber ist ein Versuch, diesen Begriffsbereich zu verlassen und sich dem anderen Begriff mit der fundamentalen Bedeutung „ist“ anzunähern. Für die Metapher ist der Übergang des Begriffs „ähnlich“ in den Begriff „ist“ kennzeichnend, dessen wesentlicher/aber nicht einziger/struktureller Mechanismus folgenderweise aussieht: Im Zeichenbereich von a und b wird die Gleichstellung nicht als ein dynamischer Prozeß, ein Versuch, gedacht, sondern als eine Tatsache, ein Ergebnis ($a = b$), deshalb nimmt b in den Schemata die Stelle von a ein, das letztere aber verschwindet. Das Schema mit einer Pause ist eben eine Übergangsstufe vom Vergleich zur Metapher, wenn der Begriff „ähnlich“ nicht mehr deutlich fungiert, aber auch das Ersetzen des a durch b noch nicht stattgefunden hat.

Die semantische Aktualisierung der Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit

Wie wir gesehen haben, realisiert sich das logische Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit im Neugeorgischen durch bestimmte konstruktive Schematypen. Im Redeakt werden diese Schemata aktualisiert und mit entsprechenden semantischen Elementen angefüllt. Die richtige grammatische Gestaltung eines Schemas unterwirft sich den streng bestimmten Gesetzen, und auf der grammatischen Ebene (auch in der poetischen Rede) ist gewöhnlich keine Verletzung eines Schemas zu beobachten/ dev mavit didi kači, devivit didi kači/. Die Realisation der Schemata durch entsprechende semantische Einheiten bildet eine endlose Mehrheit, und ihre Füllungsregeln sind auch relativ ungebunden. Dennoch liegen einige Einschränkungen auch hier vor. Die Lexeme verteilen sich in den Schemata nach ihren semantischen und grammatischen Zeichen. Die Analyse der Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit soll auch die Verteilungsregeln der zu realisierenden Größen zeigen. Dafür sind die Richtigkeitskriterien der Anfüllung eines Schemas notwendig. Die Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit stellen einen ganzen Satz bzw. einen Satzblock dar, deshalb gehört seine richtige Aktualisierung zu den wichtigsten Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft: Nach welchem formalen Kriterium wird auf der semantischen Stufe die Richtigkeit eines Satzes bestimmt? Als Arbeitshypothese könnte in unserem Fall die These gelten, nach der das Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit erst dann zerfällt, wenn a, b und n durch solche semantische Wörter realisiert sind, deren Begegnung im Text praktisch gleich Null ist /xutivit axali ambavi, rkinasavit čkviani ati, mčvanesavit celki gulčviloba, kvīšasavit msu-

kani lurji, mindorivit sami tapli / die wie eine Fünf neue – d. h. so neu wie eine Fünf – Geschichte; die wie Eisen kluge Zehn; die wie das Grün übermütige Weichherzigkeit; das wie Sand dicke Blau, die drei Honigarten wie eine Wiese: Hier ist zu bemerken, daß auf der semantischen Stufe das Kriterium des Zerfalls vom Modell nicht so kategorisch ist/6/, und deshalb wird es nicht ohne weiteres anerkannt; ob das Modell zerfällt oder nicht – diese These mit allen daraus folgenden Ergebnissen hängt mehr vom Sprachgefühl ab.

Die semantische Charakterisierung der Hauptglieder

Bei der semantischen Analyse der Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit sind zwei Momente abzugrenzen: 1. von der allgemeinen Beschreibung und vom Attribut und Handlungsprinzip des LM ausgehend ist festzustellen, mit Wörtern aus welcher Klasse die Schemaglieder realisiert werden und welche Einschränkungen unter diesem Gesichtspunkt vorliegen; 2. die Verbindungsmöglichkeiten der Schemaglieder in der konkreten Sprachsituation. Die Realisation der Schemaglieder durch Wörter nicht aus entsprechenden Klassen schließt schon ihre regelrechte Verbindungsmöglichkeit aus, aber die Realisation der Schemaglieder durch Wörter aus entsprechenden Klassen garantiert noch nicht ihre regelrechte Verbindung: amnairivit sami lurji und covlivit šavi sisxli (wie solches dreierlei Blau und wie Schneeschwarzes Blut) sind verschiedenartige Fehler, von denen nur die Beschreibung der erstrangigen Verletzungen linguistisch von Belang ist.

Fangen wir mit dem klarsten Zustand an:

Realisation von n_2 : im Schema des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit ist n_2 nur vom Verb-Prädikat vertreten. Am Schema können sich im Prinzip Verben beteiligen, unabhängig davon, was sie bezeichnen; einen Vorgang, einen Zustand, eine Handlung, die Modalität oder den Besitz; die Häufigkeit dieses oder jenes Verbs bei der Realisation von n_2 ist unterschiedlich, aber dadurch ändert sich das Gesamtbild nicht.

Realisation von n_1 : wenn n_1 durch ein Einzelwort realisiert wird, so ist es ein Attribut. Aber nicht jedes Attribut tritt im Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit als Zeichenrealisation auf, denn nicht jedes Zeichen kann zum Gleichungsbereich der Gegenstände werden. Als Attribute treten auf: das Adjektiv, das Numerales, das Substantiv, das Pronomen und das Partizip, die den Gegenstand entsprechend nach verschiedenen Zeichen charakterisieren. Wenn n_1 ein Partizip ist, so haben wir es hier mit der Transformation der prädikativen Gruppe zu tun, und n_1 wird zu n_2 herabgesetzt.

Das substantivische Attribut kann n_1 nicht realisieren, weil es das Nomen nur dem Besitz und dem Stoff nach bestimmt, nach diesen Zeichen werden aber die Gegenstände nicht verglichen, denn sie sind nicht graduierbar. Das Wesen des Vergleichs aber besteht im Ausgleichen der Zeichen.

Das Numerales erfüllt im Satz gewöhnlich die syntaktische Funktion eines Attributs, wenn aber das Attribut ein Schemaglied (n_1) beim Vergleich auf Grund der Ähnlichkeit ist, kann es nicht durch ein Numerales realisiert werden. Der Grund dazu ist in der Natur des Numerales und im Wesen des Ähnlichkeitsbegriffes zu

suchen. Das Zeichen, das am Modell des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit beteiligt, soll Gradationsstufen haben, die einzelnen ganzen Zahlen aber/in der Sprache treten unmittelbar nur sie auf/ besitzen diese Eigenschaften nicht. Deshalb ist ausgeschlossen: titebivit xuti kaci, tvalebivit ori gza (wie Finger fünf Männer; wie Augen zwei Wege). Vgl.: kaliasavit utvalavi mteri (der wie die Wanderheuschrecke unzählige Feind). Wo das sog. unbestimmte Numerales /utvalavi – unzählig/ n_1 eben wegen dieser Unbestimmtheit realisiert wird. Das Numerales kann selbst durch kein Zeichen charakterisiert werden, deshalb kann es auch weder a noch b realisieren.

Die semantisch mannigfaltige Pronomenklasse vermag auch nicht n_1 zu aktualisieren, obwohl manche Gruppen der Pronomina gewöhnlich als Bestimmungswörter vorkommen.

Deshalb wird der Attributskreis hinsichtlich der Realisation von n_1 noch enger; es bleibt nur das Adjektiv. Die innerhalb dieser semantischen Klasse ausgesonderten semantischen Gruppen sind auch nicht gleicherweise an den Vergleichsschemata beteiligt: keinen Vergleichsbereich bilden im Georgischen Relativadjektive des Zwecks und der Herkunft. Nur Adverbialadjektive mit Steigerungsstufen realisieren aktiv das n_1 . Aber auch sie unterscheiden sich nach der Gebrauchshäufigkeit von n_1 .

Die Realisation von a und b

Die Schemaglieder des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit a und b können im Sinne semantischer Realisation gemeinsam betrachtet werden: die Festlegung ihrer Ähnlichkeit bedeutet, daß a und b nach irgendeinem Zeichen gleichartig sind. Dieses allgemeine semantische Zeichen, das die beiden Objektklassen vereinigt, ist ihre Substantivität. Deshalb können als a und b Substantive, Personalpronomina, Partizipien des Aktivs und überhaupt alle substantivierten Redeteile auftreten.

Trotz solch einer Einigkeit von a und b verteilen sich die Substantive, von ihrer konkreten Bedeutung und der Semantik des Zeichens ausgehend, zwischen a und b verschieden.

Wie oben erwähnt, stehen die Gegensätze mit diesem oder jenem Zeichen im festen assoziativen Zusammenhang, was die Aktualisierung von a und b einigermaßen regelt; wenn z. B. n_1 der Begriff der „Rundheit“ ist, dann ist die Auswahl „des Balls“ zur Realisation von a und b ziemlich bedingt.

Es muß betont werden, daß die Ähnlichkeitsfunktion besonders klar bei den Substantiven zutage tritt. Wenn b durch Pronomina realisiert wird, so ergibt sich die Ähnlichkeitskategorie nur aus dem Kontext und der Situation. Die Abschwächung der Ähnlichkeitsfunktion in solchen Schemata ist dadurch bedingt, daß das durch ein Pronomen realisierte b völlig gleichgültig gegen die Zeichensemantik bleibt. Da die Pronomina über keine einheitliche Referenzklasse verfügen, ist ihr Gebrauch im Schema in der Funktion des zu Vergleichenden nur kontext- und situationsbedingt. Wenn diese Momente nicht in Betracht gezogen werden, so sind: misebr guladi meomari, šensavit gamxdari kali, šemsavit ketili adamiani (ein Krieger tapfer wie er; eine Frau mager wie du; ein Mensch gütig wie ich) im Sinne der Ähnlichkeit ausdruckslos; allerdings muß auch betont werden, daß im Ähnlichkeitsmodell die Position (die b-Realisa-

tionen selbst) dem Pronomen den Überfluß an Zeichen (n) verleiht.

Zwischen den Lexemen, die das *b* realisieren, und den Ähnlichkeitselementen besteht eine gewisse Korrelation. Da -vit das reine Relationselement ist, wird es mit allen Substantiven unbeschränkt gebraucht; dasselbe gilt für die Konjunktionselemente. Die Elemente aber, die einen zusätzlichen Inhalt haben, werden nur beschränkt in den Wortklassen verteilt, die das *b* realisieren; -xela weist auf die Ähnlichkeit nach dem Maß (manchmal nach dem Alter) hin. Die Substantive und Pronomina, die nach diesem Zeichen nicht charakterisiert werden können, vermögen *b* zu realisieren.

Schembarer und situativer Vergleich

Der Vergleich auf Grund der Ähnlichkeit, möge er auch unerwartet und extravagant sein, drückt den Gedanken als Behauptung aus, daß ein Objekt dem anderen gleicht. Aber im Georgischen gibt es grammatische Mittel, die bei der Vergleichung die Ähnlichkeit der Objekte unter Zweifel stellen: *mtebi titko aprebja caze gapenili* (als ob Berge Segel sind, auf dem Himmel hingelegt).

Die Veränderung der Bedeutungsschattierung wird durch das Element *t i t k o s* (als ob) verursacht, was im Schema eine gewisse strukturelle Eigenart zeigt. Der Grund dieser Eigenart liegt in der Genesis der Konjunktion: *titkos* ← *tu itkva/7/* (wenn man so sagen würde), und die Geschichte ihrer Evolution prägt die Struktur des zu vergleichenden. Solche Strukturen bilden hauptsächlich entfaltete, „komplexe“ Vergleiche; *ise gaipantebodnen aket-ikit, titko alalma dahkrola çiçilebso; atami ise gaçilebula, titkos loqaze vinmem uçkmita* (so zerstreuten sie sich umher, als ob ein Habicht die Kücken überflog; der Pfirsich ist rot geworden, als ob ihn jemand in die Wange kniff).

In der Aktualisierung der Schemata erfüllen eine besondere expressiv-semantische Funktion außer den Bestimmungsgliedern solche Lexeme, deren Weglassen zwar das Schema auf keiner Sprachebene verletzt, aber

es an Ausdruckskraft stark verlieren läßt. Um den Fall als Vergleich zu konstatieren, müssen durch die Projektion des logischen Modells des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit auf den Tropus alle Schemaglieder ausgesondert und wiederhergestellt werden. Nach diesem Prozeß bekommt man oft nur die Karkasse von einem Tropus, dem den bildlichen Wert nur die am Schema nicht beteiligten Wörter verleihen. Der Grund dazu ist die Tatsache, daß der durch die Hauptglieder realisierte Vergleich oft einer (aber nicht der einzigen) Bedingung der ästhetischen Funktion dieser Kategorie entspricht: der Ähnlichkeit. Die Gleichstellung von Unähnlichem – die Synthese eben solcher Gegenüberstellungen bildet einen bildlichen Vergleich. Das, was auf der Oberfläche der physischen Assoziation liegt, ist schon amortisiert und überrascht nicht mehr. Die poetische Phantasie und Kraft vermögen aber neue Züge und Eigenschaften der Dinge zu entdecken. Dazu muß das Objekt dynamisch, die Substanz in Energie verwandelt werden, damit seine verschleierte Möglichkeiten zutage treten; eben diese plötzlich entdeckte Eigenschaft wird zum Bereich der Vergleichung; „situativ“ nennen wir solch einen Vergleich, bei dem die Hauptglieder einander im Bereich eines Zeichens nur mittels Hilfsörter ähnlich werden. In diesem Fall kann die Karkasse – die Hauptglieder des Schemas – an und für sich ausdruckslos sein; aber zusammen mit den Bestimmungs- und Hilfswörtern bilden sie eine mächtige poetische Figur: *igi xelisgulivit damades* (man legte mir das wie eine Handfläche an) – diese ordinäre Karkasse, in den situativen Momenten realisiert, wird lauten: *rasac grznobdnen, rasac pikrobdnen, aiyes da uceb momaxales, pırze damades, rogorc dalakis xelisguli, atasi sunit žezavebuli* (was sie fühlten, dachten, warfen sie mir plötzlich auf den Kopf, legten mir es an den Mund wie die Hand eines Barbiers, mit tausenden Gerüchen vermischt).

Die Erforschung des Vergleichs nach diesem Gesichtspunkt führt uns in den Bereich der Poetik und der Ästhetik.

Anmerkungen:

- 1 Diese Elemente beteiligen sich nicht nur an den Schemata des Vergleichs auf Grund der Ähnlichkeit, und in solchen Fällen üben sie natürlich eine besondere Funktion aus.
- 2 Dafür gibt es keine streng bestimmte Methode. Maßgebend ist hier das Sprachgefühl des Individuums.
- 3 E_1 = -vit, -ebr
 E_2 = -tola, -xela, -odena, odent-deni, -ebr, -magvari;
 E_3 = -tana, -nairi.
In Quadratklammern steht das Schemaglied, das auf der semantischen Ebene konstatiert wird; bald kommt es also in der Sprache vor, bald aber fehlt es. Eingeklammert sind solche Glieder, die im Schema entweder immer da sind oder gemeint werden.

- 4 Nur ein Zeichen schließt ein anderes n_1 nicht aus, das diesem Zeichen entspricht oder von benachbarter Semantik ist.
- 5 Null – unter Vorbehalt, daß man die Pause ignoriert. Die Kompensierung eines Elements durch die Pause soll von der Annäherung unterschieden werden. Aristoteles hielt das für ein Mittel zur Abgrenzung des Vergleichs von der Metapher.
- 6 Chomskij, N.: *Sintaksičeskie struktury*. Nr. 1, II, M., 1962 S. 416–421 (russ.)
- 7 Sanišvili, A.: *Kartuli gramaṭikis sapuṣvlebi*, I. Tbilissi, 1953, S. 634

Der Ausdruck der Reflexivität in der neugeorgischen Sprache

Zum einen können die georgischen transitiven Verben einfach die Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Objekt einer Handlung zum Ausdruck bringen. Zum anderen vermögen sie die Ausrichtung einer Handlung anzugeben, d. h. die Person, für die die Handlung geschieht oder bestimmt ist. Diese Erscheinung nennt man Version und die zum Ausdruck dieser Version dienenden Vokale Versionsvokale oder auch Charaktervokale (CV). Sie stehen stets unmittelbar vor der Verbwurzel, haben also engere Verbindung zum Verb als die subjektiven und objektiven Personalzeichen und das Präverb. Mit Hilfe der Versionsvokale können die verschiedensten Beziehungen zwischen Prädikat und Objekt bzw. Prädikat und Subjekt im Verb selbst ausgedrückt werden, kann man erkennen, ob das Subjekt eine Handlung an einem Objekt für sich, für jemanden oder für niemanden ausführt.

Wir unterscheiden also drei Versionsarten:

1. Die Neutrale Version (saarviso kceva = „für niemanden bestimmte Version“)
2. Die Subjektive Version (sataviso kceva = „für die eigene Person bestimmte Version“)
3. Die Objektive Version (sasxviso kceva = „für einen anderen bestimmte Version“)

Die Neutrale Version bringt keine nähere Bestimmung über die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt zum Ausdruck, d. h. aus der Verbform selbst ist nicht zu ersehen, für wen die Handlung im besonderen bestimmt ist. Es ist „eine Handlung für niemanden“. Die Neutrale Version wird bei transitiven Verben entweder durch kein Versionszeichen oder durch den Vokal *a* gekennzeichnet. *me včam* (ich esse) *me vašeneb* (ich baue)
me včer (ich schreibe) *me vačeteč* (ich mache)

Es genügt jedoch nicht, diese Version nur als „eine Aussage für niemanden“ zu charakterisieren, denn der CV *a* weist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf ein direktes Objekt hin. Er zeigt die Transitivität des Verbes an. Die Formen mit *a* können nur in Verbindung mit einem direkten Objekt gebraucht werden.

me vašeneb (eigentlich: ich baue etwas)
me vačeteč (eigentlich: ich mache etwas)

Die überwiegende Mehrheit der Kausativa und Faktitiva enthält auch den CV *a*.

vaščavli (ich lasse jem. lernen, d. h. ich lehre jem. etwas) *mama ačerinebs švils čerils*. (Der Vater läßt das Kind einen Brief schreiben.)

Einige Faktitiva können mit anderen CV kombiniert werden, was auf ihren neuen semantischen Gehalt zurückzuführen ist.

Die Subjektive Version drückt eine Handlung aus, die sich auf das Subjekt des Satzes zurückbezieht. Sie erscheint nur bei transitiven Verben. Als Versionszeichen für die Subjektive Version dient der Vokal *i* und zwar in allen Personen und Zeiten.

Weist die Neutrale Version den Vorderwurzelvokal *a* auf, so muß dieses *a* bei der Subjektiven Version dem Versionsvokal *i* weichen.

Neutrale Version: *vašeneb* (ich baue)

Subjektive Version: *višeneb* (ich baue mir)

me višeneb saxls (ich baue mir/für mich ein Haus)

Die Objektive Version bezeichnet die für einen anderen bestimmte Handlung. Als Versionszeichen dienen in bezug auf die erste und zweite Person Singular und Plural der Vokal *i* und in bezug auf die dritte Person Singular und Plural der Vokal *u*. Die Versionsvokale treten meist in Verbindung mit den objektiven Personalzeichen auf, verschmelzen mit ihnen zu Morphemkomposita, welche auf das indirekte Objekt hinweisen, für das die Handlung bestimmt ist.

mičers (er schreibt mir /für mich)

gičers (er schreibt dir/für dich)

učers (er schreibt ihm/für ihn)

gvičers (er schreibt uns/für uns)

gičert (er schreibt euch/für euch)

učers (er schreibt ihnen/für sie)

Bei den Verben der sinnlichen Wahrnehmung und bei den Verben im Perfekt stehen ausschließlich die Morphemkomposita.

mičvarxar (ich liebe dich) *mislia* (ich habe gedeckt)

gičvars (du liebst ihn)

Somit können wir beispielsweise folgende Oppositionsformen bilden:

<i>včerav</i> (ich nähe)	<i>vičerav</i> (ich nähe mir/ für mich)	<i>vučerav</i> (ich nähe ihm/ für ihn)
<i>včev</i> (ich zerreiße)	<i>vičev</i> (ich zerreiße mir)	<i>vučev</i> (ich zerreiße ihm)
<i>vačeteč</i> (ich mache)	<i>vičeteč</i> (ich mache mir/ für mich)	<i>vučeteč</i> (ich mache ihm/ für ihn)

Tschenkeli führt eine vierte Versionsform an, die Superessive Version, die durch den Vokal *a* gekennzeichnet ist. Diese Version drückt nur aus, daß eine Handlung auf einer Person oder Sache vorgenommen wird. Sie heißt im Georgischen „*sazedao kceva*“, was wörtlich „für darauf bestimmte Version“ bedeutet. Ihre Anwendungsmöglichkeiten sind relativ begrenzt.

Den Vokale rechnet Schanidse nicht zu den Versionen, sondern behandelt ihn als Präfix bei den Passivbildungen. Es gibt zwar einige aktive Verben mit dem CV *e*, aber sein Wesen besteht eben in der Passivanzeige.

čerili ečereba propesors. (Der Brief wird dem Professor geschrieben.)

Bei Patsch wird vor allem darauf hingewiesen, daß die CV Richtungen angeben und weniger festgelegte Punkte bezeichnen. Der CV *a* weist auf das direkte Objekt hin und die CV *i/u* auf das indirekte Objekt, während die CV *i/e* im Subjektsbereich bleiben.

Es besteht ein Zusammenhang zwischen den CV und den vokalischen Demonstrativemomenten bei Pronomina und Adverbien. Die entfernungsangebende Funktion bei Pronomina und Adverbien (ak-hier, ik-dort, es-dies, is-jenes) entwickelte sich bei den CV zur syntaktischen Relationsanzeige.

Die Subjektive Version, Subjektsversion oder auch „Version für sich“ bringt, wie bereits erwähnt, zum Ausdruck, daß eine Handlung für das Subjekt selbst bestimmt ist, d. h. daß das Subjekt zugunsten seiner eigenen Person handelt. Die Subjektive Version bezeichnet die Possessivbeziehung des direkten Objekts zum Subjekt.

Schanidse unterscheidet folgende Anwendungsmöglichkeiten der Subjektiven Version:

1. Das Subjekt wirkt auf den eigenen Körper oder auf Teile des eigenen Körpers ein.

viban saxes (ich wasche mir das Gesicht)

vičmend kbilebs (ich putze mir die Zähne)

vimšraleb řans (ich trockne mich, ich trockne mir den Körper ab)

2. Als Objekt werden der eigene Schmuck, die eigene Kleidung, die Werkzeuge, die man am Körper trägt oder ähnliches benannt. Die reflexive Form tritt auch auf, wenn das Objekt dem Subjekt nicht gehört.

kudi daixura (er setzte sich einen Hut auf)

perangi řaivca (er zog sich das Hemd an)

3. Die Handlung ist für das Subjekt bestimmt oder auf das Subjekt gerichtet.

puli asesxa (er hat Geld verliehen)

aber: puli isesxa (er hat sich Geld geliehen)

řignĩ atxova (er hat ein Buch verborgt)

aber: řignĩ itxova (er hat sich ein Buch geborgt)

Manchmal wird dabei neben der Version auch das Präverb gewechselt.

saxli řaqida (er verkaufte das Haus)

aber saxli řida (er kaufte das Haus)

Allerdings muß hinzugefügt werden, daß bei diesen Verben bereits die Präsensform unterschiedlich ist, daß es sich also im Grunde um zwei verschiedene Verben handelt.

denn: vřidulob (ich kaufe)

vřidi (ich verkaufe)

4. Wenn das transitive Verb ein indirektes Objekt zum Ausdruck bringt, so kann der Vokal i für dieses Objekt eingesetzt werden.

katami mohpara (er stahl jem. ein Huhn)

aber: katami moipara (er stahl sich/für sich ein Huhn)

puri stxova (er erbat Brot für jem.)

aber: puri itxova (er erbat Brot für sich)

Wir finden weiterhin Formen mit dem CVi, bei denen das i keine versionale Bedeutung mehr besitzt, sondern nur noch formalen Charakter trägt. Ein i vor der Verbwurzel ist eigentlich nur dann Ausdruck für die Subjektive Version, wenn dem betreffenden Verb eine Neutrale Version gegenübersteht. Bei dem Verb vicqeb (beginnen, anfangen) z. B. können wir nicht mehr von einer versionalen Bedeutung des Vokals i sprechen, da dieses Verb keine Formen der Neutralen Version aufweist. Es existiert also nicht ohne Vorderwurzelvokal bzw. mit dem CV a. Auch bei den Futurformen der Mittelverben ist das i neutral aufzufassen. So bedeutet eben vicxovreb einfach nur „ich werde wohnen“. Von einer Rückbeziehung ist inhaltlich nichts zu spüren. Nur das i als deren äußeres Merkmal ist vorhanden.

Die Präverbien sind manchmal bestimmend dafür, ob das Verb versionale Bedeutung hat oder nicht.

Futur: avigeb (ich errichte etwas für mich)

davigeb (ich breite mir etwas aus/ich lege etwas für mich hin)

aber: gavigeb (ich vernehme/erfahre bzw. verstehe/begreife etwas)

movigeb (ich gewinne etwas)

Die Vokale a und i können lediglich der Sinnveränderung des Verbs dienen, ohne versionale Bedeutung zu besitzen.

vayeb (ich öffne)

viyeb (ich bekomme/erhalte)

Man kann damit dem CV i zwei Hauptfunktionen zuordnen, die Subjektbezogenheit und die Anzeige des indirekten Objekts. Die Subjektbezogenheit äußert sich in der Intransitivität, der Passivität oder der Reflexivität der Aussage.

Intransitivität finden wir z. B. in der Frage xom ar dais-veneb? (Ruht ihr euch denn nicht aus?). Hier sind ein Verb mit CV i und das Subjekt vorhanden, ein direktes oder indirektes Objekt aber fehlt.

Das i tritt auch als Passivanzeiger auf, in der Präsensgruppe in Verbindung mit den Suffixen ebi bzw. od, in der Aoristgruppe, die durch den Wegfall der Präsensstammformantien und anderer Reihenzeichen gekennzeichnet ist, tatsächlich als alleiniger Hinweis auf die Passivkonstruktion.

In der Aoristgruppe kann nach der Endung des Verbs nicht unterschieden werden, um welche Bedeutung der CV es sich handelt. Hier muß die Syntax aushelfen.

CV i
1. Subjekt im Nominativ 2. Subjekt im Ergativ
(direktes Objekt im Nominativ)

Anzeige: Subjekts-
bezogenheit

a) Intransitivität

b) Passivität

Anzeige:

1) Relation zum
indirekten Objekt

a) Reflexivität 2) Subjekt-
bezogenheit

b) Intransitivität

Um auf die Subjektive Version zurückzukommen, muß gesagt werden, daß als reflexiv nur die Formen mit CV i und tavi als direktem Objekt zu werten sind, also z. B. tavs iřlavs (er tötet sich).

Formen, bei denen statt tavi ein anderes direktes Objekt auftritt, gehören zwar auch in die 2. Gruppe, aber bei ihnen wird eine Relation zum indirekten Objekt angezeigt. Dabei ist das indirekte Objekt hier zuweilen mit dem Subjekt identisch, und der CV i bezieht sich auf das Subjekt zurück.

is iřenebs saxls (er baut sich ein Haus)

man aiřena saxli (er baute sich ein Haus)

Ein eigentliches Reflexivpronomen besitzt das Georgische nicht. Um auszudrücken, daß sich eine Handlung auf das Subjekt des Satzes zurückbezieht, bedient man sich im Georgischen auch der Umschreibung mit tavi (Kopf) in Verbindung mit dem entsprechenden Possessivpronomen.

1) me vxedav řem(s) tavs sarkęři.

(Ich sehe meinen Kopf = mich im Spiegel)

2) řen xedav řen(s) tavs sarkęři.

(Du siehst deinen Kopf = dich im Spiegel)

3) is xedavs tavis tavs sarkefi.

(Er sieht seinen eigenen Kopf = sich im Spiegel)

aber: 4) is xedavs (i)mis tavs sarkefi.

(Er sieht seinen Kopf, d. h. dessen (z. B. Pauls Kopf) im Spiegel)

Allerdings wird umgangssprachlich auch die Form 4) in der Bedeutung 3) verwendet, was aber als grammatisch unkorrekt anzusehen ist.

In der Funktion eines Reflexivpronomens erscheint tavi als regelrechtes direktes Objekt, d. h. es steht in der Präsenzgruppe im Dativ.

Tschenkeli betont nun ausdrücklich, daß die subjektive Version nicht mit der reflexiven Form eines Verbs verwechselt werden darf. Beide Formen drücken zwar eine Handlung aus, die sich auf das Subjekt des Satzes zurückbezieht, aber die Rückbeziehung auf das Subjekt kann in zweifacher Hinsicht geschehen:

1. direkt, d. h. das Subjekt ist zugleich auch direktes Objekt, auf das sich die Handlung bezieht. Es handelt sich hier um die reflexive Form eines Verbs, für die man im Georgischen gewöhnlich die Umschreibung mit tavi heranzieht.

2. indirekt, d. h. das Subjekt übt zu seinen eigenen Gunsten eine Handlung an einem direkten Objekt aus, was durch die Subjektive Version wiedergegeben wird. Bei der Subjektiven Version ist das Subjekt nie zugleich auch direktes Objekt, hier übt es eben eine Handlung an einem direkten Objekt aus.

Deutlich wird diese Trennung an einem Beispiel wie: me vikrav kabas. Dieser Satz bedeutet eben „Ich nähe mir bzw. für mich ein Kleid“, d. h. ich vollziehe eine Handlung an einem direkten Objekt zu meinen Gunsten. Allerdings wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß es sich bei dem direkten Objekt um den eigenen Körper oder um Teile des eigenen Körpers handeln kann.

tavs viban (ich wasche mir den Kopf)
saxes viban (ich wasche mir das Gesicht)

Es gibt auch wie bereits erwähnt, Verben in Subjektiver Version, die in Verbindung mit tavi auftreten.

vimšvideb tavs (ich beruhige mich)
viklav tavs (ich töte mich/ich begehe Selbstmord)

Hier ist tavs als Reflexivpronomen zu werten. Es bildet mit dem Verb eine Einheit. Die so zusammengesetzten Formen werden im Deutschen meist durch reflexive Verben wiedergegeben.

Anstelle von tavs kann als direktes Objekt eines Verbs in Subjektiver Version auch guls (Nom. guli = Herz) erscheinen. Diese Formen sind allerdings relativ selten.

vicgnareb guls (ich beruhige mich)
vixex guls (ich entmutige mich)

Da tavs selbst direktes Objekt ist, kann dafür ein anderes direktes Objekt eingesetzt werden.

tavs vikeb (ich lobe mich)
mamas vikeb (ich lobe mir den Vater, d. h. meinen Vater)

Nicht alle Verben in Subjektiver Version oder mit dem Reflexivpronomen tavi können in der gleichen Weise ins Deutsche übersetzt werden. Wir unterscheiden hier verschiedene Möglichkeiten.

Literatur

1 Babunaschwili, E., Nadarejischwili, N.: Lehrbuch der georgischen Sprache zum Selbststudium. Tbilissi 1974, S. 102–105.

1. Die georgischen Formen werden im Deutschen durch die Reflexivpronomina (sich, mich ...) wiedergegeben. Das ist einmal bei der Subjektiven Version der Fall, bei der als direktes Objekt tavi erscheint.

tavs vivarcxni (ich kämme mich)

aber: tavs viban (ich wasche mir den Kopf, nicht: ich wasche mich)

Zum anderen erfolgt diese Art der Übersetzung bei der Umschreibung mit tavi in Verbindung mit dem entsprechenden Possesivpronomen.

es mxaṭvari xaṭavs tavis tavs. (Dieser Maler malt sich.)

2. In der Übersetzung erscheinen die Personalpronomina im Dativ (mir, dir ...) und zwar dann, wenn bei der Subjektiven Version nicht tavi, sondern ein anderes direktes Objekt erscheint.

vicer cerils (ich schreibe mir einen Brief)

visxam gavas (ich schenke mir Kaffee ein)

Hier ist es allerdings auch möglich, die Übersetzung durch „für“ + Reflexivpronomen vorzunehmen.

(für obiges Beispiel also:

ich schreibe für mich einen Brief

ich schenke für mich Kaffee ein)

3. In der deutschen Form können die Possesivpronomina (mein, dein ...) erscheinen.

even vitbobt xelebs (wir wärmen unsere Hände)

me višeneb saxls (ich baue mein Haus)

Es kommt auch vor, daß Formen der Subjektiven Version im Deutschen weder reflexiv noch mit dem im Dativ stehenden Reflexivpronomen oder dem Possesivpronomen erscheinen.

ṭubli ṭeikra (er runzelte die Stirn)

ṭarbebi ṭeikmuxna (er zog die Brauen zusammen)

Zum Schluß noch einige ergänzende Bemerkungen zur Subjektiven Version, wie sie zum Teil auch bei Tschenkeli erscheinen.

Rein formell kann man von jedem transitiven Verb in Neutraler Version eine Subjektive Version bilden, aber nicht alle so entstehenden Formen sind gebräuchlich.

Wenn sich die Tätigkeit auf den eigenen Körper des Subjekts erstreckt, wird bei den Verben in Subjektiver Version für das direkte Objekt zuweilen die alte Form des Plurals herangezogen.

vicvam ṭant (ich ziehe mich an)

vixdi ṭant (ich ziehe mich aus)

Diese stehenden Redensarten werden im Deutschen meist durch ein reflexives Verb wiedergegeben.

Die Infinitive sind für die Neutrale und die Subjektive Version gleich. Durch die Infinitivform können keine versionalen Bedeutungen zum Ausdruck gebracht werden.

Zusammenfassend kann man sagen, daß das Problem der Reflexivität in der neueogeorgischen Sprache weit umfassender und weniger einheitlich als in der deutschen oder etwa der englischen Sprache ist. Man muß von Fall zu Fall unterscheiden, ob es sich um eine reflexive Form handelt oder nicht, und wie sie im Deutschen wiedergegeben ist. Den deutlichsten Hinweis auf Reflexivität geben immer das i der Subjektiven Version und Verbindungen mit tavi.

2 Fähnrich, H.: Die Funktionen des Charaktervokals i im georgischen Verb. WZU Jena, Ges.- u. Sprachwiss. Reihe, Heft 1, 1965, S. 153–157.

- 3 Kettler, G.: Das Verbum finitum in der altgeorgischen Übersetzung des Markus-Evangeliums. Mödling bei Wien 1938, S. 85–123.
- 4 Šaniže, A.: kartuli enis gramaṭika. Tbilissi 1955, S. 182–185.

- 5 Šaniže, A.: kartuli gramaṭikis mapuzvebi. Tbilissi 1953, S. 232.
- 6 Tschenkeli, K.: Einführung in die georgische Sprache. Bd. 1, Theoretischer Teil. Zürich 1958, S. 148/49, 243–251, 393.

Togo Gudawa zum Gedenken

Nach dem Tod von Giwi Matschawariani hat die historisch-vergleichende Sprachforschung in der Georgischen SSR einen weiteren schmerzlichen Verlust erlitten. Es verstarb Togo Gudawa, Professor der Georgischen Staatsuniversität Tbilissi und Mitarbeiter des Instituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR, ein Wissenschaftler, der sich durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Kaukasiologie einen ehrenvollen, hochgeachteten Namen erworben hat und durch seine Arbeitsliebe, seine Gedankenfülle und sein bescheidenes Auftreten hohes Ansehen weit über die Grenzen der Sowjetunion hinaus genoß.

Als Mitarbeiter an der Neuauflage des großen sprachwissenschaftlichen Werkes „Les langues du monde“ hatte er die Daghestansprachen zu bearbeiten, deren ausgezeichnete theoretische und praktische Beherrschung ihn zum besten Kenner dieser Sprachfamilie machte. Wenn heute junge Nachwuchswissenschaftler erfolgreich an die historisch-vergleichende Erforschung dieser Sprachfamilie gehen, so ist dies das Verdienst Togo Gudawas, der in seinem bahnbrechenden Werk „Der Konsonantismus der andischen Sprachen“ konsequent exakte komparatistische Methoden in der awaro-andischen Gruppe der Daghestansprachen anwandte und damit den Weg künftiger Forschung wies.

Togo Gudawa, der 1922 in der westgeorgischen Stadt Zchakaia (Mingrelia) geboren wurde, studierte an der Georgischen Staatsuniversität Tbilissi kaukasische Sprachen. Als er 1945 an der Philologischen Fakultät das Studium abschloß, hatte er sich fundierte Kenntnisse vor allem auf dem Gebiet der Daghe-

stansprachen und der Kartwelsprachen angeeignet. Togo Gudawa eingehende Kenntnis des Awarischen befähigte ihn zu intensiver Zusammenarbeit mit den Wissenschaftlern der befreundeten Daghestanischen ASSR. Zu seinen vielfältigen Obliegenheiten, denen er sich neben seiner wissenschaftlichen Arbeit widmete, gehört auch die Übersetzung von Werken Shakespeares in die awarische Sprache.

Das wissenschaftliche Werk Togo Gudawas besteht aus über sechzig Arbeiten, darunter den Monografien „Vergleichende Analyse der Verbalstämme des Awarischen und der andischen Sprachen“. In Vorbereitung befand sich die Fortsetzung seines Werkes „Der Konsonantismus der andischen Sprachen“, worin er die Rekonstruktion des Konsonantensystems auf die didoische Gruppe ausdehnte.

Sein letztes großes Werk, das er 1975 veröffentlichte, war eine Ausgabe mingrelischer Poesie, zu der er eine parallele georgische Übersetzung lieferte. Dieser Ausgabe ist eine Untersuchung über die Struktur des mingrelischen Gedichts angefügt, die auf diesem Gebiet eine Pionierarbeit darstellt.

Gleichzeitig arbeitete Togo Gudawa intensiv an Fragen der historisch-vergleichenden Grammatik der Kartwelsprachen, zu denen er Vorlesungen an der Universität Tbilissi hielt. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Phonologie und Lexikologie der Kartwelsprachen wiesen ihn als einen der besten Wissenschaftler auch auf diesem Fachgebiet aus. Die moderne Kaukasiologie hat mit Togo Gudawa eine ihrer bedeutendsten Persönlichkeiten verloren.

Heinz Fähnrich

Šaniže, Aḱaki: *Jveli kartuli enis gramatika*. Tbilisi uni-versitetis gamomcemloba, Tbilisi 1976, 187 S. Bespr. v. H. Fähnrich, Jena.

Die moderne Sprachwissenschaft und hier vor allem die orientali-stischen Zweige Kartwelologie und Kaukasiologie haben durch die Herausgabe der „Grammatik der altegeorgischen Sprache“ von A. Šaniže eine wesentliche Bereicherung erfahren. Dieses Buch ist die beste und vollkommenste bisher vorliegende Darstellung der altegeorgischen Grammatik und sucht die Phonetik, Morpho-logie und Syntax zu erfassen. Die Arbeit ist in den Grundzügen synchron angelegt, muß sich aber, da die Zeit des Altegeorgischen mehrere Jahrhunderte umfaßt, um bestimmten Erscheinungen der altegeorgischen Sprache (z. B. den unterschiedlichen Belegfor-men für das Subjektspräfix der 2. Person) gerecht werden zu können, auch der diachronischen Betrachtungsweise bedienen. Dies geschieht so diskret, daß der Grundcharakter der Schrift gewahrt bleibt. Wo es dem Verfasser nötig erschien, hat er das Neugeorgische dem Altegeorgischen zur Verdeutlichung gegen-übergestellt. Auf diese Weise erreicht er ein besseres Verständnis der dargelegten Erscheinungen. In den Grundzügen der Termino-logie folgt A. Šaniže dem von ihm selbst zuerst für die Wieder-gabe der neugeorgischen Grammatik geschaffenen System (mčkrivi, kevea usw.). Daß dies möglich ist, unterstreicht trotz der augenscheinlich großen Unterschiede zwischen Alt- und Neu-georgisch die Kontinuität der georgischen Sprachentwicklung bis zum heutigen Tag.

Bereits im Vorwort (S. 7/8) weist A. Šaniže auf drastische Unterschiede zwischen Alt- und Neugeorgisch hin und nennt grammatische Erscheinungen, die das Gesamtbild des Altgeorgischen verkomplizieren: die Verbindung von zwei und sogar drei Kasuszeichen mit einem Nomen, die formale Gleichheit des Zeichens der 2. Subjektperson mit dem der 3. Objektperson im altegeorgischen Verb und die Wandlungen dieses Präfixes, die große Zahl der Iterativreihen u. a. Gleichzeitig vermerkt der Ver-fasser, daß in dieser kurzen Abhandlung nur das Hauptfachliche und Wesentliche erörtert werden kann und verweist darauf, daß eine umfangreiche Grammatik der altegeorgischen Sprache von I. Imnašvili vorbereitet wird.

In der Einführung (S. 9) gibt A. Šaniže eine Bestimmung des Terminus Altegeorgisch. Seine zeitliche Dauer wird auf das 5.–11. Jh. festgelegt. Gleichzeitig nimmt der Autor eine erste kurze Kennzeichnung der Begriffe „Chanmeti“ und „Haemeti“ vor.

Ein eigener Abschnitt ist dem georgischen Alphabet gewid-met (S. 9–14), dessen drei Arten er sowohl zeitlich als auch graphisch und verwendungsmäßig charakterisiert, wobei er auch auf den parallelen Gebrauch eingeht. Aus den beigeftigten Tabel-len sind die Grapheme der Mrglowani-, Kutchowani- und Mchedruli-Schrift mit ihren Lautwerten und Zahlbedeutungen klar ersichtlich. Hier hätte man sich lediglich beim Erklären des Lautwertes von *he* (8) etwas größere Ausführlichkeit gewünscht, um alle Aspekte, auch den der Behauchung (vgl. alte Schreibfor-men von „Hereti“) berücksichtigen zu können.

In lakonischer Kürze behandelt Šaniže die Klassifizierung der Laute und die Betonung (S. 14–18) und streift einige orthogra-phische Erscheinungen altegeorgischer Handschriften (S. 18/19), um dann ausführlicher auf die hauptsächlichsten phonetischen Er-scheinungen einzugehen (S. 20–29). Der Verfasser beleuchtet so interessante Gebiete wie die Verwendung der Halbvokale *j* und *w*, die Veränderungen des Konsonanten *v* sowie die wichtigsten phonetischen Prozesse wie Assimilation, Dissimilation, Metathese usw. Zu den großen Verdiensten der vorliegenden Grammatik gehört es, daß zu jeder Aussage reiches Anschauungsmaterial ge-boten wird.

In der Morphologie wendet sich A. Šaniže zuerst dem Nomen zu (S. 30–58), untersucht den Artikel und gibt gleich bei der Nennung der Kasuszeichen der Substantive eine erste kurze Kennzeichnung des Adessivs. Dann geht er der Reihe nach die verschiedenen Stämme mit ihren Deklinationsbesonderheiten durch, behandelt die Eigennamen, die Attribution und die Dekli-nation der attributiv erweiterten Substantive, wobei er die für das gesamte Altegeorgische so markanten Doppel- und Dreifach-zeichen der Kasusrelationen, die eigentlich schon auf das Gebiet der Syntax hinüberleiten, übersichtlich darstellt. Verhältnismäßig kurz geht er auf die Pronomina ein, deren Deklination er veran-schaulicht, um anschließend Beispiele für ihren Gebrauch zu ge-ben.

Bei der Wortbildung streift A. Šaniže die wesentlichsten, bei weitem aber nicht alle Arten. Dieser Abschnitt scheint noch be-deutend ausbaufähiger zu sein. Das gleiche ist von der Zusam-mensetzung der Nomina zu sagen.

Das Hauptgewicht der Grammatik von A. Šaniže liegt in der Beschreibung des Verbalystems (S. 58–140). Hier liegen auch die größten Verdienste des Verfassers. In zahlreichen Einzel-untersuchungen hatte er schon jahrzehntelang den Boden für diese zusammenfassende Arbeit bereitet und konnte hierbei aus seinem enzyklopädischen Wissens- und Erfahrungsschatz schöpfen.

Bei der Behandlung des Zeichens der 2. Subjektperson geht A. Šaniže auf den Wandel des *h* zu *s* und *š* ein und nennt die Bedingungen für den völligen Ausfall dieses Präfixes. Interessant ist seine Deutung der Schreibungen *hs* und *hš* für dieses Personal-präfix. Seiner Ansicht nach handelt es sich hierbei um eine Übergangsstufe von *h* zu *s* (*š*), einen Laut, den es als eigenständi-ges Phonem im Altegeorgischen nicht gab und der deshalb in sei-ner Wiedergabe das Schwanken des Schreibers verdeutlicht, der die lautliche Zwischenstufe zwischen *h* und *s* schließlich doch recht gut graphisch umriß. A. Šanizes Erklärung dieser Schrei-bung wirkt überzeugend und scheint die sprachgeschichtliche Wahrheit zu treffen.

Vieles von dem, was der Verfasser im Abschnitt über das Verb anführt, sind seine eigenen Forschungsergebnisse, zur Klärung vieler Fragen hat er selbst den Anlaß gegeben, und zu einer großen Anzahl von Problemen hat er die richtige Lösung vorge-schlagen, lange bevor man in der Lage war, sich intensiver damit zu beschäftigen. So liegt auch den Ausführungen A. Šanizes über die Inklusion und Exklusion eine Pionierarbeit des Verfassers zugrunde, die bereits Jahrzehnte zurückliegt, aber bis heute nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt hat. Seiner Ansicht nach gibt es Anzeichen dafür, daß in den ältesten altegeorgischen Sprachdenkmälern für den Plural der 1. Objektperson Inklusiv- und Exklusivformen unterschieden wurden. Diese Annahme wird durch die Ergebnisse moderner Untersuchungen im wesentlichen bestätigt.

A. Šaniže hat auch einen scharfen Blick für die Ansätze sprachlicher Veränderungen. Er erkennt die schon im Altegeorgischen einsetzende perfektivierende Wirksamkeit der Präverben und liefert hervorragende Illustrationsbeispiele, die dies veran-schaulichen (S. 73). Der Tmesis hat er in seiner Grammatik nur wenig Platz eingeräumt, dies erscheint um so bedauernswerter, als es sich gerade hierbei um eine für das Altegeorgische äußerst charakteristische Erscheinung handelt, die den Ansatz zur Inkorporation in sich barg, die aber später wieder, offenbar um die wachsende Bedeutung des Präverbs durch eine engere Verbin-dung von Präverb und Verbalkörper hervorzuheben, aufgegeben wurde.

Durch die zahlreichen Konjugationstabellen ist die Arbeit von A. Šaniže eine wahre Fundgrube von Erkenntnissen. Sie vermit-telt einen ausgezeichneten Überblick über die Mannigfaltigkeit der Verbalformen und ihre Veränderlichkeit je nach der Funk-

tion. Als gelungen ist die Gegenüberstellung der altgeorgischen Formen mit und ohne Präverb zu betrachten, in der anschaulich die Abweichungen zum Ausdruck kommen, die beide Konjugationen abgesehen von den Präverben betreffen. Das gleiche gilt für die Gegenüberstellung von Formen mit dem direkten Objekt im Singular und solchen mit dem direkten Objekt im Plural. A. Šanizės Darstellung macht den Formenreichtum der altgeorgischen Sprache in der Verbalphäre beeindruckend deutlich. Dazu kommt, daß er in der III. Serie eine weitere Reihe, die des III. Iterativa, ansetzt, deren Eigenständigkeit er unterstreicht.

Adverbien, Prä- und Postpositionen, Konjunktionen sowie Partikeln werden im Anschluß an das Verb beschrieben (S. 141–149), teilweise werden sie aber auch in der Syntax (S. 150–169) nochmals mit berührt. Die Syntax ist im Verhältnis zur Morphologie sehr kurz gehalten. Hier werden das Verhalten von Subjekt und Objekten behandelt, die Kasusfunktionen erläutert, die syntaktischen Bezüge der Steigerungsformen umrissen, Fragen der Kongruenz angeschnitten und verschiedene Einzelfragen (syntaktische Wirkung von *-mca*, Fremdspracheneinfluß . . .) aufgegriffen.

Ein begrenztes Wörterverzeichnis (S. 170–175), in das nur vom Neugeorgischen abweichende Wörter, die in der Grammatik als Beispiele aufgeführt sind, Eingangs gefunden haben, ein Verzeichnis der grammatischen Termini (S. 178–181) sowie eine Übersicht über die verwendete Literatur (S. 182–187), geordnet nach Chrestomathien, Textausgaben, wissenschaftlichen Untersuchungen und Wörterbüchern, schließen die Arbeit ab, die eine kostbare Errungenschaft der modernen Kartwelologie darstellt und eine empfindliche Lücke in der Literatur über das Altgeorgische füllt.

Zwolanek, Renée in Zusammenarbeit mit Julius Assfalg: *Altgeorgische Kurzgrammatik* (= *Orbis Biblicus et Orientalis, Subsidia Didactica* 2). Universitätsverlag Freiburg/Schweiz, Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1976. 76 S. Bespr. v. H. Fährnrich, Jena.

Nach der Grammatik zur altgeorgischen Bibelübersetzung von F. Zorell (Rom 1930) und der Arbeit von G. Deeters „Das kharthwelische Verbum“ (Leipzig 1930) ist die vorliegende Schrift der dritte deutschsprachige Überblick über die altgeorgische Grammatik. Während der Fortschritt der kartwelologischen Forschung Zorells Grammatik in vielem überholt hat und die lediglich auf die Darstellung des Verbalystems beschränkte Monografie von Deeters alt- und neugeorgisches Formengut nicht klar scheidet, sucht die Schrift von Zwolanek und Assfalg an den neuesten Forschungsstand der altgeorgischen Grammatik anzuschließen, ein sicher nicht leichtes Unterfangen, zumal kurz zuvor das hervorragende Werk von A. Šanizė „*Jveli kartuli enis gramatika*“ (Tbilisi 1976) hohe Maßstäbe gesetzt hatte. Es spricht für die Umsicht der Verfasser, daß sie bestrebt waren, auch Šanizės Erkenntnisse mit in ihre Darstellung einfließen zu lassen, auch wenn dies offenbar aufgrund der Anlage und des fortgeschrittenen Stadiums der Arbeit nur teilweise möglich war.

Mit ihrer Kurzgrammatik stellte sich R. Zwolanek das Ziel, eine einfache und zugängliche Studienbeihilfe für Anfänger zu schaffen, die keinesfalls als Ersatz für eine ausführliche deskriptive Grammatik gedacht war. Dieser Bestimmung wird die Kurzgrammatik auch voll gerecht. Knappheit, Klarheit des Aufbaus und Ausgewogenheit in der Beschreibung kennzeichnen die vorliegende Schrift, die nacheinander einen Überblick über das Alphabet, das Phonemsystem, die Deklination der Substantive, die Attribution und Komparation, die Pronomina, die Zahlen, die Postpositionen, das Verbum, die Derivation, Partikeln, Adverbia und Konjunktionen sowie die Syntax gibt. Ein alphabetisches Wortregister und eine Übersicht der Endungen, Charaktervokale und Personalzeichen schließen das Büchlein ab, in dem naturgemäß, jedoch ohne weitschweifig zu werden, die Darlegung des Verbalystems den größten Platz beansprucht. Sehr nützlich für den Anfänger sind die laufend in den Text eingearbeiteten Verweise auf den gleichen Stoff bei anderen Verfassern.

Eine ganze Reihe von Einzelpunkten der Kurzgrammatik ver-

dient positiv genannt zu werden. So verschafft die gediegene Darstellung der Reihenfolge der Affixe im altgeorgischen Verb einen klaren Eindruck von der Systematik und Ordnung im Aufbau einer Verbalform (S. 25). Dem Anfänger einleuchtend und nützlich ist der Vergleich von *tavi twisi* und *tavi misi* mit lat. *suus* und *eius* (S. 15). Als gelungen ist die Übersicht über die Verbindung von Personalpräfixen des Objekts und Charaktervokalen zu bezeichnen (S. 46). Ebenso wertvoll ist die Hervorhebung der formalen Gleichheit aktiver Formen der subjektiven Version mit passiven Formen des Aorists Singular (S. 43). Natürlich kann die Kurzgrammatik in Anbetracht ihres geringen Umfangs nicht vollständig oder erschöpfend sein, das ist auch keineswegs ihr Anliegen. Die Arbeit demonstriert ihr Ziel auf eigene Weise, anschaulich, übersichtlich und knapp. Gerade dies macht sie so verdienstvoll.

Bei aller Solidität der Arbeit sind doch auch einzelne Ausstellungen zu machen, die aber den Gesamtwert der Kurzgrammatik nicht beeinträchtigen können. So können *u* und *w* in der altgeorgischen Sprache nicht als Allophone eines sonantischen Phonems betrachtet werden (S. 7). Dies ist lediglich für die gemeinkartwelische Grundsprache und allenfalls für das älteste Georgisch zutreffend, in den altgeorgischen Texten liegen aber bereits unabhängige Phoneme */u/* und */w/* vor.

Die Benennung Prädikativ (S. 8) wurde offenbar von F. Zorell übernommen, wird aber der Funktion dieses Kasus nur teilweise gerecht. Besser wäre der Terminus Stammkaus, d. h. eine formale Kennzeichnung des Kasus durch den Terminus. Die Funktion dieses Kasus hätte schärfer gefaßt werden können (S. 57).

Bei den Substantiven wird der Aditiv (Richtungskasus) nicht als eigener Kasus aufgeführt (S. 8). Es wird lediglich erwähnt, daß A. Šanizė ihn als Kasus bestimmt. Erst bei den Pronomina (S. 13) wird er vollrangig behandelt.

Die Komparation wird im wesentlichen auf die Präfix-Suffix-Kombination (Zirkumfix) *u-eja* beschränkt. Es fehlt ein Hinweis auf die selteneren Bildungen *u-e* und *u-o* (S. 12). Gleichzeitig wird gesagt, der Bezugspunkt des Vergleichs stehe im Genitiv (S. 12); auch hier fehlt der Hinweis auf den Dativ, der am Anfang dem Genitiv mindestens ebenbürtig zur Seite stand, ja ursprünglich sogar vor dem Genitiv rangiert haben muß (vgl. Präfix *u* und seine syntaktische Deixis).

Auf S. 13 wäre zu ergänzen, daß nicht nur *igi* als bestimmter Artikel fungiert, sondern auch *ese* und *ege*. S. 14 fehlt ein Hinweis darauf, daß es Relativpronomina gibt, die formal deutlich von den Interrogativpronomina unterschieden sind (durch Anfügung von *-ege*, *-ese*, *-igi*).

Interessant ist, daß Zwolanek und Assfalg die Formen *čemda*, *čuenda* . . . als Richtungskasus betrachten (S. 14). Vielleicht wäre es hier besser gewesen, sie als Adverbial (vgl. *betlem-d*) aufzufassen. Hier scheint generell das Problem der Form und Funktion der Adverbialendung angeschnitten zu sein.

Es ist anfechtbar, daß *mimart* und *momart* unter den Genitivfordernden Postpositionen aufgeführt sind (S. 20). Dafür ist wohl die Tatsache verantwortlich, daß die Verfasser ursprünglich nicht den Aditiv unterschieden, wodurch es zur formalen Identifizierung mit der Langform des Genitivs kam. Auf derselben Seite ist *vidre* nicht als Präposition zu werten, denn es hat offenbar keinen Einfluß auf den Kasus des Substantiva.

Bei der Darstellung der Endungen des logischen Objekts ist Altgeorgisch und Neugeorgisch vermischt (*-en* anstelle von *-ah*) (S. 24).

Die Kurzgrammatik läßt ein vollständiges Paradigma der Reihen der Perfektgruppe vermissen, darüber hinaus wird eine Reihe der Perfektgruppe, der Iterativ des Perfekts, gar nicht genannt (S. 24).

Zum *hs* (S. 27) als Zeichen der 2. Subjektperson vgl. A. Šanizė (S. 61), der es als phonetische Übergangsstufe von *h* zu *s* interpretiert.

S. 39 sind die Präteritopräsentia *vici*, *uči* genannt und ist ausgeführt, daß sie ohne Aorist, aber mit Ergativ konstruiert sind. Man hätte sich hier eine Erklärung gewünscht, weshalb hier der Ergativ steht (ursprüngl. Iterat. Aorist).

S. 29 und S. 42 stehen unter Bezugnahme auf Deeters Formen von *šana* mit CV *a*. Hier ist zu bezweifeln, daß es diese Formen überhaupt gegeben hat.

Bei den Konjunktionen (S. 55/56) wäre ein Hinweis auf die Arbeiten von Š. Jijguri (Tbilisi 1959 und 1969) angebracht gewesen.

S. 58 hätte erwähnt werden müssen, daß der Nominativ auch der Kasus des Subjekts bei den Intransitiva der Perfektgruppe ist.

An Druckfehlern fielen auf: S. 20 *uḡana* (richtig: *uḡuana*), S. 24 -*og* (richtig: -*op*), S. 26 *Opiza* (richtig: *Opiza*), S. 29 *ḡceva* (richtig: *keva*), S. 64 *gaasa* (richtig: *gasa*).

Abschließend sei nochmals ausdrücklich hervorgehoben, daß die vorliegende Kurzgrammatik der altgeorgischen Sprache eine wertvolle Bereicherung der sprachwissenschaftlichen kartwelologischen Literatur darstellt.

ḡonti, Aleksandre: *Kartul ḡilo-tkmata sitḡvis ḡona. Ganatleba*, Bd. I (a-m) Tbilissi 1974, 397 S.; Bd. II (n-h) Tbilissi 1975, 410 S. Bespr. v. H. Fähnrich, Jena.

Mit der Herausgabe seines „Wörterbuchs der georgischen Mundarten“ hat A. ḡonti ein dringendes gesellschaftliches Bedürfnis befriedigt. In der Gegenwart schrumpft das Verbreitungsgebiet der Mundarten Georgiens stark zusammen. Bedingt ist dieser Prozeß durch die rasche gesellschaftliche Entwicklung, die fortschreitende Industrialisierung des Landes, die verkehrsmäßige Erschließung entlegener Landesteile und die damit augenblicklich verbundene Abwanderung der Ortsansässigen in wirtschaftlich günstigere Siedlungszonen sowie den zunehmenden Einfluß der modernen Massenkommunikationsmittel (Presse, Rundfunk, Fernsehen) und der einheitlichen Schulausbildung auf die sprachliche Entwicklung des Georgischen. In diesem Prozeß der Vereinheitlichung, in dem viel Dialektmaterial verlorengeht, dringen aber nach wie vor lexikalische Einheiten der Dialekte in die schöpferische Literatur ein, so daß der Fixierung und Bewahrung dieses Sprachschatzes ein doppeltes, theoretisches wie praktisches, Anliegen zugrunde liegt. Belletristische Werke wie die von Washa-Pschawela und Aleksandre Qasbegi ließen sich ohne die Hilfe von Dialektwörterbüchern gar nicht in allen Einzelheiten verstehen, und deshalb haben sich georgische Sprachwissenschaftler (A. Šanige, A. Činḡarauli, Š. Jiḡiguri) gerade der Lexik dieser Schriftsteller zugewandt. Aber der Umstand, daß bisher fast ausschließlich nur Wörterbücher einzelner Mundarten vorliegen, die zudem noch infolge geringer Auflagenhöhen und ihres teilweise lange zurückliegenden Erscheinungsdatums schwer zugänglich sind, machte die Erarbeitung eines neuen Wörterbuchs aller georgischen Mundarten notwendig, das durch die jahrelange energische Arbeit von A. ḡonti und seinen Mitarbeitern zustandekam.

Natürlich konnte in das zweibändige Werk nicht sämtliche bisher gesammelte Mundartlexik der georgischen Sprache aufgenommen werden, dazu hätte die Seitenzahl nicht ausgereicht. Es wurde vor allem die Lexik aufgenommen, die für die Lektüre der georgischen Literatur unerlässlich ist, und die Praxisbedeutung dieser Lexik wurde in jahrelanger Arbeit mit den Studenten in den verschiedensten Lehrveranstaltungen erprobt.

Die Einteilung der georgischen Mundarten in A. ḡontis Wörterbuch weicht insofern etwas von der traditionellen sprachwissenschaftlichen Klassifizierung der georgischen Dialekte ab, als in der zweibändigen Ausgabe eine noch größere Feinstruktur erreicht wurde. A. ḡonti ordnet folgendermaßen: a) Ostdialekte (Gudamaḡari, Tianeḡi-Dialekt, Tuschisch, Ingiloisch, Kachetisch [Inner- und Außenkachetisch], Mtiulisch, Fereidanisch, Pschawisch, Kartli-Dialekt, Kisiqisch, Ksanischlucht-Dialekt, Chewsusch), b) Westdialekte (Atscharisch [Unter- und Oberatscharisch], Gurisch, Imeretisch [Unter- und Oberimeretisch], Letschumisch, Okribisch, Ratschisch [Unter- und Oberatschisch]), c) Süddialekte (Imerchewisch, Meschkisch, Dschawachisch).

Das „Wörterbuch der georgischen Mundarten“ ist alphabetisch angelegt. Dem Stichwort folgt in Klammern die Angabe des Dialekts bzw. der Dialekte, die Erklärung und schließlich die Quellenangabe. Es erschwert zweifellos den Gebrauch für wissenschaftliche Zwecke, daß die Langvokale graphisch nicht deutlich von den Kurzvokalen zu unterscheiden sind. Nomina sind in der Nominativform, Verben in der Form des Verbalsubstantivs wiedergegeben. Sehr positiv zu werten ist die Tatsache, daß außer selbständigen lexikalischen Einheiten auch Affixe in das Inventar aufgenommen wurden. Von großem Wert ist auch die Angabe

der fremdsprachigen Ausgangsform bei Lehnwörtern. Allerdings ist dies wohl nicht überall in gleichem Maße gehandhabt und betrifft in erster Linie persische, arabische und türkische Einflüsse.

Insgesamt hinterläßt das zweibändige Werk A. ḡontis einen ausgezeichneten Eindruck. Der große Nutzen, den es Wissenschaftlern wie anderen Schichten der Bevölkerung bringt, ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Mit der Erarbeitung dieses Wörterbuchs erbrachte der Verfasser aber auch den Beweis, daß sich die Zeitspanne, in der ein Wörterbuch erarbeitet werden kann, bei konzentriertem Kräfteinsatz beträchtlich verkürzen läßt. Zwar liegen die Dinge bei der Erarbeitung eines mingrelischen, eines lasischen und eines swanischen Wörterbuchs etwas anders, da in diesen Fällen mehr Feldarbeit zu leisten ist, doch sollte es auch hier möglich sein, der Kartwelologie die so dringend benötigten Materialien rasch in die Hand zu geben. Das „Wörterbuch der georgischen Mundarten“ von A. ḡonti kann auch hierfür als beispielhaft gelten.

Sarḡvelaḡe, Zurab: *Kartuli salitḡraturo enis istoriis sakitxebi. Ganatleba*, Tbilissi 1975, 217 S. Bespr. v. H. Fähnrich, Jena.

Z. Sarḡvelaḡe stellt mit seinen „Fragen zur Geschichte der georgischen Literatursprache“ eine gediegene Arbeit vor, die sich durch außerordentliche Akribie und Gedankenschärfe auszeichnet. Im wesentlichen sprachwissenschaftlicher Natur, bezieht sie aber auch Gebiete der georgischen Altphilologie notwendigerweise in die Untersuchung mit ein. Ein Vorzug der Arbeit ist es, daß kein theoretisches Problem an sich erörtert, sondern stets am Sprachmaterial dargestellt und abgehandelt wird. Dadurch erlangt das Wechselverhältnis von Praxis und Theorie beim Verfasser ein Höchstmaß an Effektivität. Es kennzeichnet das Verhältnis Z. Sarḡvelaḡes zu seinen wissenschaftlichen Vorgängern, wenn er seine Monografie dem Gedenken an den unvergeßlichen Kartwelologen Givi Mačavariani widmet, der durch seine Arbeiten die historisch-vergleichende Erforschung der Kartwelsprachen einen Riesenschritt vorangebracht hat.

In der Einleitung behandelt der Verfasser „Die Normen der Literatursprache und die Umgangssprache“ (S. 5), „Fehler der Abschreiber als Quelle zum Studium der Geschichte der Literatursprache“ (S. 12), „Die zeitliche Bestimmung der in der Umgangssprache abgelaufenen Prozesse in der Literatursprache nach Fakten, die für diese Prozesse kennzeichnend sind“ (S. 22) und „Die Geschichte der Literatursprache und die Sprachgeschichte“ (S. 24).

Im Hauptteil geht Z. Sarḡvelaḡe der Reihe nach auf „Die hauptsächlichsten orthographischen Erscheinungen“ (S. 28), „Die phonetischen Prozesse“ (S. 58), „Fragen im Zusammenhang mit der Deklination der Nomina“ (S. 116), „Das Verb“ (S. 135) und „Einige Erkenntnisse aus der Syntax“ (S. 223) ein.

Das Literaturverzeichnis weist mit ca. 500 Titeln nach, welche Fülle von Quellenmaterial der Verfasser zur Erarbeitung seiner Schrift herangezogen hat.

Z. Sarḡvelaḡes Schrift vermittelt zahlreiche neue Erkenntnisse und Einsichten für die Chronologie der Veränderungen im phonetischen und grammatischen Bereich des Georgischen, aber auch viele andere Fragen sind darin angeschnitten, und jede Antwort ist durch umfangreiches Textmaterial gestützt.

Als nützlich erweist sich die Ausführlichkeit, mit der der Lautwert des altgeorgischen Graphems *he* (8) besprochen wird, wertvoll ist vor allem die stichpunktartige Aufzählung aller Ansichten über den ehemaligen Lautwert dieses Buchstabens.

Doch auch für die Rekonstruktion des Spätgemeinkartwelischen bietet der Verfasser notwendige Korrekturen. In der Fachliteratur wird der mingrelisch-lasische Verbalstamm *ḡol* „naß machen“ mit dem georgischen Morphem *svel* „naß“ verglichen. Zu Recht weist Z. Sarḡvelaḡe darauf hin, daß als regelmäßige Entsprechung für das georgische *svel* im Lasischen und Mingrelischen *ḡal* vorliegen müßte und nicht *ḡol*, denn der Komplex *va* geht im Mingrelischen und Lasischen nicht in *o* über. Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf die altgeorgische Form *sovl*, die auf *sov-el* zurückgeht (daraus später *svel* und schließlich

svet-) und dem mingrelischen und lasischen *ṣol-* regelmäßig entspricht. Als spätgemeinkartwelische Ausgangsform ist demnach **ṣ₁ ovl-* zu rekonstruieren (S. 27).

Eine neue Fragestellung wirft Z. Sarjvela bei der Untersuchung der Texte nach der Form *verxl-/veclx-* „Silber, Geld“ auf. Die Grundform, aus der das mingrelisch-lasische *varxil-* einerseits und das georgische *verxl-* und *veclx-* andererseits entstanden seien, wurde als **verc₁ xl-* angesetzt. Dem scheinen aber die Handschriftenbelege zu widersprechen, denn in den Texten des V.-X. Jh. dominiert die Form *veclx-*, während *verxl-* erst später anzutreffen ist, so daß sich die Vermutung aufdrängt, man könne es hier mit einer sekundären Entwicklung von *r* zu tun haben. Die Form *veclx-* scheint aber, wie der Verfasser andeutet, in den georgischen Dialekten neben der Form *verxl-* bestanden zu haben, so daß wahrscheinlich doch als Grundform **verc₁ xl-* anzunehmen ist, obwohl der Verfasser dies offen läßt (S. 110/11).

Entwicklung von *r* nimmt Z. Sarjvela auch bei der Form *br̥e* an. Hier scheint uns aber fraglich, ob tatsächlich zusätzliches *r* vorliegt. Zu erwägen wäre auch die Annahme, daß *br̥e* aus *br̥e* entstanden sein könnte (S. 110).

In Z. Sarjvelas Arbeit sind sehr viele interessante Fragen behandelt, auf die hier nicht im einzelnen eingegangen werden kann. Es sei nur erwähnt, daß Z. Sarjvela die Ansicht vertritt, der Stammkasus (*ṣp̥elobiti*) des Altgeorgischen sei ungerechtfertigt als eigener Kasus bezeichnet worden. Er nennt ihn einen zeichenlosen Nominativ (S. 123). Interessante Gedanken und Belege finden sich in der Schrift auch über den III. Iterativ (S. 179–184). Ob man von Lokalkasus im Georgischen sprechen kann oder nicht (vgl. S. 131 ff.), scheint u. E. eine reine Interpretationsfrage zu sein.

Was die syntaktische Erscheinung des Ergativs bei den Medioaktiva und einigen passiven Formen der georgischen Sprache anbelangt, so neigt der Verfasser G. Klimowa Ansicht zu, die Semantik (die Aktivität, die diese Verben beinhalten) könne die Ursache für den Gebrauch des Ergativs in diesen Fällen sein (S. 245).

Z. Sarjvelas Monografie ist durch das konsequente induktive Vorgehen des Verfassers beispielgebend für sprachwissenschaftliche Forschung. Von ihm werden in Zukunft noch bedeutende Leistungen auf kartwelologischem Gebiet zu erwarten sein.

Baramiṣe, Aleksandre: Šota Rustveli. Tbilissi universitetis gamomcemloba, Tbilissi 1975, 485 S. Bespr. v. H. Fähnrich, Jena.

A. Baramiṣe hat sich in der Vergangenheit durch zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiet der Rustwelologie, des Studiums von Leben und Werk Schota Rustawelis, des genialen Schöpfers des „Vepxistqaosani“ (Recke im Pantherfell), einen geachteten Namen erworben. Das vorliegende Werk faßt all das zusammen, was bisher auf rustwelologischem Gebiet erarbeitet wurde, sichert es kritisch und formuliert gleichzeitig die eigenständige Position und Ansicht des Verfassers zu vielen Fragen der Rustwelologie. Ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß die jetzt vorliegende Monografie als eine Art Enzyklopädie der Rustwelologie gelten kann, die den derzeitigen wissenschaftlichen Höchststand verkörpert.

Da die Rustwelologie schon eine längere Geschichte besitzt – wir setzen ihren Beginn in die zweite Hälfte des 17. Jh., als Artschil II. im „Teimurassiani“ Teimuras I. und Rustweli in einem Streitgespräch aufeinandertreffen läßt –, die sich über die Wachtang-Kommentare bis in die Neuzeit zu so bekannten Rustwelologen wie Sch. Nuzubidse, P. Ingoroqwa und K. Kekelidse erstreckt, war die übersichtliche Darstellung und Wertung der einzelnen Ansichten ein Erfordernis der Stunde, dem sich der Verfasser dankenswert gestellt hat.

Das Werk von A. Baramiṣe über Rustweli umfaßt folgende Abschnitte: Der Aufbau des Vepxistqaosani, Grundlegende literarhistorische Fragen des V., Die Sujetkomposition des V., Das Hauptthema und die Hauptgestalten des V., Die Personen des V., Zur Genrebestimmung des V., Die ideell-thematischen Hauptmotive des V., Rustwelis sozialpolitische Anschauungen, Rustwelis humanistische Weltansicht, Rustweli nahestehende Vor-

läufer und Zeitgenossen in der georgischen und in der Weltliteratur (drei Abschnitte), Rustwelis Sprache, Die Besonderheiten der künstlerischen Sprache Rustwelis, Rustwelis Versbau, Übersetzungen des V., Der volkstümliche V., Handschriften und Ausgaben des V., Fortsetzungen des V., Die sogenannten nicht erhalten gebliebenen Werke Rustwelis, Der Kampf um Rustweli. Jeder einzelne Abschnitt ist mit höchster Sachkenntnis bearbeitet und kann als gegenwärtiges Schlußwort der Rustwelologie zu der behandelten Frage gelten.

Wir wollen hier nur auf einige wenige Abschnitte eingehen, die aufgrund ihrer unterschiedlichen Beurteilung in der rustwelologischen Literatur besonderes Interesse beanspruchen. Die Datierung des Vepxistqaosani ist eine der umstrittenen Fragen der Rustwelologie und hat zu verschiedenen Hypothesen Anlaß gegeben. A. Baramiṣe sucht aus der nüchternen Analyse des Epos sichere Anhaltspunkte für eine genaue Zeitbestimmung zu gewinnen. Er trifft unseres Erachtens die geschichtliche Wahrheit, wenn er aus der 3. Strophe von Rustwelis Prolog, in dem von Tamar und ihrem bewaffneten Löwen die Rede ist – der Löwe wird in Strophe 1666 Dawit genannt –, den Schluß zieht, das Epos „Der Recke im Pantherfell“ müsse zur Regierungszeit von Tamar geschrieben sein, und diese Zeit durch die Daten der Vermählung mit Dawit Soslani und seines Todes weiter einengt: 1189–1207. Diese Zeit wird durch andere Aussagen des Epos gestützt. Rustweli kannte z. B. das Nizami-Epos „Leili und Madshnun“, das 1188 verfaßt wurde, so daß hier ein sicherer Zeitpunkt vorliegt, vor dem das Werk nicht entstanden sein kann. Die Datierung des „Recken im Pantherfell“ auf die Zeit zwischen 1189 und 1207 wirkt in jedem Fall überzeugend, und ebenso treffsicher ist A. Baramiṣes Widerlegung der Ansichten von I. Abulaze, K. Kekelidze und D. Lang, das Rustweli-Epos sei erst nach Tamaras Tod vollendet bzw. geschrieben worden (vgl. dazu A. Baramiṣe: Die poetische Metapher und die Datierung des Epos „Der Recke im Pantherfell“, Georgien – Das Land Rustawelis, WZU Jena, Ges.- u. Sprachwiss. Reihe, Heft 3, 1973).

Auf den Seiten 33–59 behandelt der Verfasser die Urheberschaft des „Vepxistqaosani“. Aus dem Epos geht eindeutig hervor, daß ein gewisser Rustweli der Dichter des Werkes war. Aber schon die Bestimmung von Rustweli als Meskher nach Strophe 1665, wie das oft getan wurde, weist A. Baramiṣe als unzutreffend zurück, denn diese Strophe des Epilogs scheint nicht von Rustweli zu stammen, sondern nur auszudrücken, daß „ein meschischer Versdichter dies nach Art des Rustweli“ geschrieben hat. Es ist das unbestreitbare Verdienst A. Baramiṣes, daß er sich in dieser die Gemüter so erhitzen Frage, wie es die Urheberschaft des Vepxistqaosani ist, nicht von seiner Phantasie mitreißen läßt, sondern jede Aussage streng an den historischen und literarischen Fakten prüft und nur das gelten läßt, was unwiderlegbar gesichert ist. Zu Recht teilt Baramiṣe die Ansicht, daß der von Teimuras I. überlieferte Vorname Schota der tatsächliche Vorname des Dichters gewesen sein muß. Diese These wird durch das Bild im Jerusalemer Kreuz-Kloster und die Verbindung mit dem Metschurtschletuchuzesi Schota gestützt. Verhältnismäßig offen bleibt die Frage nach der Herkunft Rustwelis. A. Baramiṣe führt die beiden Hauptthesen (Rustawi bei Tbilissi und das meschische Rustawi) an und neigt aufgrund zahlreicher Argumente mehr der meschischen Herkunft zu, ohne sich aber völlig entscheiden zu können. Begrüßenswert ist die Zurückhaltung des Verfassers gegenüber zwar sehr interessanten, aber völlig ungeicherten Hypothesen (wie der, daß Rustweli im Jahre 1192 als Botschafter zu Saladin gesandt wurde). Es fällt auf, daß A. Baramiṣe zwar P. Ingoroqwas Ansicht verwirft, Rustweli stamme aus einem heretischen Fürstengeschlecht, aber mit keinem Wort auf die alte, schon etwas in Vergessenheit geratene Überlegung, Rustweli stamme aus dem heretischen Rustawi (das nicht mit dem Rustawi bei Tbilissi identisch sei), eingeht. Dies wäre im Interesse der behandelten Frage wünschenswert.

Die Frage nach der Quelle, nach dem Stoff für den „Recken im Pantherfell“ beginnt A. Baramiṣe mit Strophe 9 des Vepxistqaosani, wo Rustweli selbst sagt, er habe die georgische Übersetzung einer persischen Geschichte seiner Versdichtung zugrunde gelegt. Bereits einer der frühesten Rustweli-Kritiker, Wachtang VI., hatte Zweifel an der Richtigkeit dieser Aussage geäußert. Er, der eine überaus eingehende Kenntnis der gesamten persischen Kultur besaß, betonte, in Persien gebe es keine derartige Geschichte, Rustweli habe sie selbst erdacht und in Versform gebracht. Diese Ansicht teilt auch A. Baramiṣe, der sich

darauf beruft, daß es bisher nicht gelungen sei, im Ausland eine auch nur halbwegs in Frage kommende Quelle für das Epos zu finden. Er begründet die These, Rustweli habe den Stoff selbst geschaffen, damit, daß er anhand des Epos nachweist, daß es in vielen Bezügen eine klare künstlerische Wiedergabe der historischen Wirklichkeit Georgiens darstellt.

Auch die Frage, ob es auf georgischem Boden einen Stoff gab, den Rustweli als Vorlage für sein literarisches Werk benutzen konnte, wird von A. Baramiße verneint (S. 349–356). Zwar gibt es eine ganze Reihe von Werken der Folklore, die direkten Bezug zum V. besitzen, doch stellen sie nach A. Baramiße, der sich hier Wascha-Pschawelas Ansicht zu eigen macht, volkstümliche, auf der Grundlage des Vepxistgaosani entstandene Varianten dar, die vieles von der ursprünglichen künstlerischen Kraft des Epos eingebüßt haben. Damit bestreitet der Verfasser keineswegs, daß Rustweli aus der georgischen Folklore und Mythologie geschöpft hat, wofür er u. a. als Beweis die Volksagen über die Kadahen anführt, in denen diese fleischlose, böse Geister sind, während sie bei Rustweli in böse Menschen verwandelt seien.

Auf S. 439–446 behandelt A. Baramiße die sogenannten nicht auf uns gekommenen Werke Rustwelis. Aus dem Prolog des Vepxistgaosani scheint hervorzugehen, daß Rustweli weitere Preidlieder verfaßt hat. Allein schon das logische Herangehen an seine Dichtung legt es nahe, den Vepxistgaosani nicht als Erstlingswerk, sondern als reifes Werk eines erfahrenen Dichters zu betrachten, der das Stadium seiner Frühwerke längst überschritten hat. A. Baramiße sichtet sehr kritisch die verschiedenen Gedanken, die in seiner Hinsicht geäußert wurden (u. a. Marrs Hypothese von der Urheberschaft des „Tamariani“ und P. Ingoroqwas Ansicht über die erste georgische Version des „Ioseb-ilichianiani“) und weist sie entschieden zurück. Dagegen betrachtet er die Nachricht des Katholikos Anton, Rustweli sei Verfasser historiographischer Werke gewesen, als zwar nicht bewiesen, aber bedeutungsvoll. A. Baramiße hält es für möglich, daß die 1942 in Marseille verlegten „Chants d'amour et de guerre de l'islam“, die auch Gedichte aus dem Arabischen ins Französische übertragener georgischer Dichter enthalten (Sumeli, Schawteli, Rustweli), tatsächlich ein bisher unbekanntes Werk des Dichters enthalten, das in Georgien zwar verloren ging, aber in der arabischen Welt erhalten blieb. Leider hat A. Baramiße nichts über die im georgischen Volk hartnäckig lebenden Überlieferungen gesagt, die Rustwelis Namen mit bestimmten Werken verbinden. Eines der Werke, die das Volk Rustweli zuschreibt, ist das Gedicht „Pilosoposi Iemokrbes“ (Es versammelten sich die Philosophen). Schon aufgrund seines hohen geistigen Gehalts und seiner unorthodoxen Gedanken wäre es wert, unter dem Blickwinkel von Rustwelis Dichtung betrachtet zu werden.

Für den Rustwelologen, besonders aber für den Ausländer, der nicht in der Lage ist, die ins Unermeßliche anwachsende Literatur über Rustweli allein zu bewältigen (davon legt allein die Zahl der im Personenverzeichnis angeführten Autoren – es sind über 700, viele mehrfach belegt – ein bezeichnendes Zeugnis ab), ist A. Baramißes Buch ein unschätzbares Hilfsmittel. Die Rustwelologie hat mit diesem Werk einen großen Gewinn erzielt.

Giginejvili, B. K.: *Sravnitel'naja fonetika dagestanskich jazykov*. Tbilissis universitetis gamomcemloba, Tbilissi 1977, 165 S. Bespr. v. H. Fähnrich, Jena.

Mit B. Giginejvilis Arbeit hat die historisch-vergleichende Erforschung der Daghestansprachen eine wertvolle Bereicherung erfahren, die ohne die gründliche Vorarbeit von Togo Gudawa auf einem Teilgebiet der Daghestansprachen („Der Konsonantismus der andischen Sprachen“) undenkbar gewesen wäre. Der Verfasser, dessen Arbeit den neuesten Forschungsstand repräsentiert, bietet eine Rekonstruktion des gemeindaghestanischen Konsonantensystems und stellt dar, wie sich aus dem grundsprachlichen System die Konsonantensysteme der heutigen Daghestansprachen entwickelt haben. Der Untersuchung ist ein semantisches Wortregister angefügt, um das Auffinden bestimmter Etyma zu erleichtern. Giginejvilis Monografie behandelt im einzelnen folgende Gebiete: die Konsonantensysteme

der heutigen Daghestansprachen, die Rekonstruktion des gemeindaghestanischen Konsonantensystems auf der Grundlage regelmäßiger Phonementsprechungen, wobei zuerst die Sonore, dann die Explosiva, Affrikaten und schließlich die Spiranten betrachtet werden, sowie die Transformation des gemeindaghestanischen Konsonantensystems in die Systeme der einzelnen Daghestansprachen. Darüber hinaus bietet die Arbeit drei äußerst interessante Untersuchungen 1. über das Bestehen von Doppelformen in der Grundsprache, 2. über einige „anomale“ Phonementsprechungen und 3. über Konsonantenkomplexe in der gemeindaghestanischen Grundsprache.

Gegenüber ihren Vorläufern, den Forschungen von N. Trubetzkoy und E. A. Bokarev, weist B. Giginejvili Untersuchung eine große Zahl von Fortschritten auf. Hier wird versucht, das gesamte Konsonantensystem zu erfassen, was bei Trubetzkoy und Bokarev noch nicht der Fall war. In Giginejvilis Arbeit sind auch die stimmlosen nichtabruptiven Affrikaten, alle Laterale und Pharyngale (bzw. Uvulare) einbezogen.

B. Giginejvili belegt in seiner Monografie eine Reihe neuer Phonementsprechungen, die seine Vorgänger noch nicht erkannt hatten, und vervollständigt und berichtigt schon bestehende Entsprechungen, die er teilweise auch anders deutet. In dieser Hinsicht verdient der Umstand Erwähnung, daß seine Interpretationen immer unter dem Blickwinkel des Gesamtsystems getroffen wurden, so daß sie das Gesamtbild der Rekonstruktionen wahrscheinlicher machen.

Ein besonderes Verdienst Giginejvilis besteht in der Zusammenstellung verwandter daghestanischer Lexik. Gegenüber Trubetzkoy und Bokarev hat Giginejvili die Zahl der etymologisch zusammengehörenden lexikalischen Einheiten fast verdoppelt, wobei Erwähnung verdient, daß er all die Zusammenstellungen ausklammerte, die nicht den strengen Grundsätzen der regelmäßigen Phonementsprechungen entsprachen.

Besonders gründliche Arbeit leistete B. Giginejvili auf dem Gebiet des Lakischen und Dargischen sowie auf dem der lesgischen Gruppe, wo er zahlreiche neue Forschungsergebnisse vorlegen konnte, während er sich bei der awaro-ando-didoischen Gruppe im wesentlichen auf T. Gudawas Forschungen stützte.

Kritisch ist zu vermerken, daß der Titel der Monografie den Eindruck erweckt, das gesamte daghestanische phonematische System werde darin abgehandelt. Tatsächlich fehlt aber eine Darstellung der Klassen der Vokale und der Sonanten. Hier wäre die Wahl eines anderen Titels (ausschließlich Konsonantensystem) zweifellos besser gewesen.

Günstiger wäre es sicher auch gewesen, sich bei der Rekonstruktion nicht nur auf 14 ausgewählte Daghestansprachen zu beschränken, sondern absolut alle in gleichem Maße mit einzubeziehen.

Obwohl die Vokale im wesentlichen ausgeklammert wurden, kommt in der Darstellung doch zum Ausdruck, daß B. Giginejvili für die gemeindaghestanische Grundsprache pharyngalisierte Vokale als selbständige Phoneme ansetzt. Für diese Rekonstruktion scheint es u. E. keine Handhabe zu geben. Das Material belegt vielmehr recht klar den sekundären Charakter der pharyngalisierten Vokale in einigen Daghestansprachen als Kompensationserscheinungen für Konsonantenausfall.

Insgesamt stellt die vorliegende Monografie eine sehr solide, den modernen Grundsätzen der historisch-vergleichenden Sprachforschung entsprechende, grundlegende Arbeit dar, die außer den genannten Vorzügen auch den Ansatz zu einem Etymologischen Wörterbuch der Daghestansprachen in sich birgt. Die Erforschung der Daghestansprachen kann durch sie starke Anregungen bekommen.

Revišvili, Šota: *Germanial-kartuli eṭiudebi*. Tbilissis universitetis gamomcemloba, Tbilissi 1977, 377 S. Bespr. v. H. Fähnrich, Jena.

Die „Deutsch-georgischen Studien“ von Š. Revišvili enthalten eine Vielzahl verschiedener Themen. Sie gliedern sich in 5 große Abschnitte: *Europäische Schriftsteller und Georgien* (Kaukasien in den „isländischen“ Sagen [S. 7], Kaukasien in der angelsächsischen Dichtung des VII.–VIII. Jahrhunderts [13], Wer war der

Presbyter Johannes? [15], Deutsche Schriftsteller und Georgier [18], Giorgi Zereteli und die ausländische Literatur [47]), *Deutsche Schriftsteller und Georgien* (1. Oswald von Wolkenstein [74], 2. Johann Schiltberger [78], 3. Salomon Schweigger [81], 4. Adam Olearius [85], 5. Andreas Gryphius [94], 6. Eberhard Werner Happel [116], 7. Friedrich Hölderlin [138]), *Deutsche Forscher der georgischen Literatur* (Jacobus Georgius Christianus Adler [144], Franz Carl Alter [145], Johann Christoph Adelung [147], Friedrich Bodenstedt [147], Arthur Leist [148], Johannes Scherr [152], Alexander Baumgartner [153], Franz Nicolaus Finck [156], Eugen Zabel [160], Otto Hauser [161], Anton Baumstark [162], Adolf Bartels [165], Paul Wiegler [166], Robert Bleichsteiner [169], Gerhard Deeters [177]), *Deutsche Autoren über georgische Schriftsteller* (Schota Rustaweli [188], Nikolos Baratschwili [219], Ilia Tschawtschawadse [227], Akaki Zereteli [238], Washa Paschawela [243], Galaktion Tabidse [255]), *Deutsche Aufführungen auf der georgischen Bühne* (Friedrich Halm [261], Richard Voß [267], Hermann Sudermann [273], Otto Ernst [291], Ernst von Wildenbruch [295], Franz Adam Beierlein [298], Philipp Langmann [302], Georg Engel [309], Hugo von Hofmannsthal [310], Ludwig Fulda [313], Adolf Schwejger [319], Hermann Bahr [321], Rudolf Lothar [324], Georg Kaiser [330], Franz Werfel [338], Walter Hasenklever [345], Friedrich Wolf [348]). Eine Zusammenfassung in deutscher Sprache und ein Personenregister schließen das Buch ab.

Der Verfasser, der sich seit langem mit dieser Thematik befaßt – hier sei nur auf seine 1969 veröffentlichte Arbeit „Aus den georgisch-deutschen Literaturbeziehungen“ und die 1974 erschienene „Georgisch-deutschen Beziehungen auf dem Gebiet der Literatur“ hingewiesen –, hat in mühevoller Kleinarbeit viel Material gesammelt, das er erstmalig in dieser umfassenden Form anbietet.

Von der ersten Seite an fesselnd geschrieben, vermittelt Š. Revišvili Buch einen Einblick in die Problematik der literarischen Beziehungen und gibt interessante Lösungsversuche für manch rätselhaftes Zusammentreffen, wie es beispielsweise die Parallelen im Sagengut der Isländer und der Kartwelier sind. Zugleich mit dem Versuch, diese Gegebenheiten zu erklären, entstehen aber neue Fragen, und dieses Wechselspiel macht die Arbeit zu einer sehr anregenden Lektüre.

Die Sage vom Priester-König Johannes erfährt eine interessante Deutung in Š. Revišvili Buch, wobei sich der Verfasser auf die 1968 erschienene Schrift „Eine Kreuzfahrersage über Dawit den Erbauer und Demetre I.“ von Š. Badrize stützt. Die Interpretation dieser Sage, derzufolge Johannes mit dem georgischen König Dawit dem Erbauer identifiziert wird, mit dessen geographischem Milieu, dessen Regierungsverlauf usw. ihn tatsächlich mehrere Umstände verbinden, wird noch dadurch gestützt, daß in europäischen Quellen anstelle des Namens Johannes oft der Name David erscheint, womit zwar nicht alle Zweifel beseitigt sind, aber immerhin eine überlegenswerte Hypothese gestiftet wird.

Für denjenigen, der sich in das weite Gebiet der deutsch-georgischen Literaturbeziehungen einarbeiten will, ist das Buch von Š. Revišvili eine wertvolle Fundgrube. Hier ist eine Überfülle von Fakten dargestellt, die zwar keine Vollständigkeit beanspruchen können, aber u. E. die bisher umfassendste Wiedergabe dieser Thematik verkörpern. Gleichzeitig ist hervorzuheben, daß die Schrift eher konstatierenden, beschreibenden Charakter trägt als kritisch untersuchenden, obwohl auch dieser Aspekt durchaus nicht unberücksichtigt geblieben ist.

Erfreulich ist, daß Persönlichkeiten, die die Kenntnis georgischer Literatur auf deutschem Boden verbreitet haben wie Bodenstedt, Leist, Baumstark und Bleichsteiner, in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden. Bei der Betrachtung einzelner georgischer Dichter und ihrer Widerspiegelung bei deutschen Schriftstellern fällt auf, daß von den großen Realisten des vergangenen Jahrhunderts zwar I. Tschawtschawadse, A. Zereteli und Washa Paschawela genannt sind, aber Aleksandre Qasbegi, eine Dichterpersönlichkeit, die ihnen ebenbürtig zur Seite steht, aus irgendeinem Grunde ausgeklammert ist. Gerade das fortschrittliche humanistische Werk dieses Dichters aber ist bei den deutschen Schriftstellern nicht ohne Widerhall geblieben.

Verblüffend hoch ist die Zahl von Aufführungen deutscher Stücke auf georgischen Bühnen, wobei betont werden muß, daß die jüngste Vergangenheit, in der diese Zahl noch bedeutend gestiegen ist, hierbei unberücksichtigt blieb und auch sonst viele

andere Dramatiker bewußt ausgelassen wurden, die der Verfasser in anderen Arbeiten behandelt hat (Schiller, Gutzkow, Hauptmann . . .). Namen, die bei uns oft längst in Vergessenheit geraten sind, hat der Verfasser mit anerkennenswerter Akribie zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht. Es kam ihm offenbar darauf an, möglichst viele wenig bekannte Fakten darzulegen. Das ist ihm auch voll gelungen, wobei der innere Zusammenhang zwischen der geistigen Haltung des georgischen Volkes in der Zeit der zaristischen Unterdrückung und der politisch gezielten Auswahl der Stücke klar herausgearbeitet wird.

Wir sind gewiß, daß Š. Revišvili neue Schrift dazu beitragen wird, das gegenseitige Verstehen unserer Völker zu fördern und die Forschungen auf dem Gebiet der deutsch-georgischen Literaturbeziehungen weiter voranzutreiben.

Iberiul-kavkasiuri enatmecnierebis čeličdeuli, III. Mecniereba, Tbilissi 1976, 336 S. Bespr. v. H. Fährnich, Jena.

Seit 1974 erscheint das „Jahrbuch für iberokaukasische Sprachwissenschaft“ als neues wissenschaftliches Organ der Kaukasiologen der UdSSR. Die thematische Spannweite der Beiträge, die hier abgedruckt werden, erstreckt sich von sprachtheoretischen Abhandlungen über Forschungen zur Struktur und Geschichte der iberokaukasischen Sprachen bis zu Rezensionen und bibliographischen Übersichten. Das Redaktionskollegium, das die Geschichte des Jahrbuchs lenkt, besteht aus namhaften Kaukasiologen aller kaukasiologischen Zentren der Sowjetunion. Chefredakteur ist Arnold Čikobava, als Stellvertreter fungieren K. Lomtaze und J. Descheriew, verantwortlicher Sekretär ist A. Mahometow.

Zum inhaltlichen Träger des Jahrbuchs wurde der Gedanke A. Čikobavas, die kartwelischen, abchasisch-adyghischen, nachischen und dagestanischen Sprachen stellten genetisch miteinander verwandte Sprachen dar, denen er den Terminus „Iberokaukasisch“ verlieh.

Wie in den Bänden I und II hat A. Čikobava auch dieses Jahrbuch mit einem programmatischen Beitrag eingeleitet: „Zur Entstehung der Personenkonjugation im Georgischen“, in dem er sehr interessante Beobachtungen beschreibt, die das syntaktische Verhalten der georgischen Verben betreffen. Der Verfasser führt eine ganze Reihe struktureller und funktionaler Gemeinsamkeiten zwischen Elementen der Personenkonjugation des Georgischen und der Klassenkonjugation anderer iberokaukasischer Sprachen an, die er dahingehend deutet, daß diese Erscheinungen im Georgischen den Überrest einer ehemaligen Klassenkonjugation darstellen. Diese Ansicht fügt sich harmonisch in das sprachwissenschaftliche Konzept, das A. Čikobava schon lange vertritt und dessen prägnanter Ausdruck seine Monografie „Der älteste Bau des Nominalstamms in den Kartwelsprachen“ (Tbilisi 1942) ist. Unseres Erachtens ist es sehr nützlich, typologische Vergleiche zwischen diesen Sprachen herzustellen, denn sie können die Grundlage für weitreichende sprachtheoretische Folgerungen abgeben. In dieser Hinsicht liefert der Beitrag von A. Čikobava wertvolles Material und gibt Anregungen für weitere Forschungen. Was die Überlegung anbelangt, die gleichartige Behandlung des Subjekts des intransitiven Verbs und des direkten Objekts des transitiven Verbs in der georgischen Sprache und andere Erscheinungen seien Überreste einer ehemaligen Klassenkonjugation, so ist natürlich auch eine andere Interpretation denkbar. Aber gerade der kameradschaftliche Meinungsstreit ist es, der der weiteren Entwicklung der Forschung auf dem Gebiet der Kaukasiologie sehr dienlich sein kann.

Weitere Beiträge des Jahrbuchs stammen von L. Sanikije (Reduplikation im Georgischen), K. Lomtaze (Die Kategorie der Version in den kartwelischen und den abchasisch-adyghischen Sprachen; Die Kategorie des Potentialis in den kartwelischen und abchasisch-adyghischen Sprachen), G. Rogava (Zur possessiven Herkunft der Personalprädikate in den adyghischen Sprachen), M. Kumachow (Über das Verhältnis der Nasalvokale zum gemeinadyghischen Vokalismus), B. Balqarow (Über die Zahlwörter in den westkaukasischen Sprachen), P. Baghow (Abgeleitete syntaktische Konstruktionen in der kabardo-tscherkessischen Sprache), R. Janalia (Zahlwörter in den abchasisch-adyghischen Sprachen), D. Imnašvili (Das System der Zeitenbil-

dung in den anomal konjugierten Verben der nachischen Sprachgruppe), L. Sanik'ize (Die Deklination einiger einsilbiger vokalistischer Substantive im Batsischen), A. Mahometow (Die Subjekt-Objekt-Beziehung in der lakischen und der dargischen Sprache; Die Korrelation des Konsonantensystems in den Dialekten der dargischen Sprache), G. Topuria (Zur Geschichte einiger Verbalstämme in der lesgischen Sprache), A. Mahometow (Das System der grammatischen Klassen im Chinalughischen) und W. Chidirow (Typologisch-vergleichende Charakteristik der Präverben in den Sprachen der lesgischen Gruppe).

Den wissenschaftlichen Beiträgen folgt eine Reihe von Rezensionen und ein Bericht A. Mahometows über die Sechste Regionale Wiss. Konferenz zum historisch-vergleichenden Studium der iberokaukasischen Sprachen.

Die Edition des III. Bandes des „Jahrbuchs für iberokaukasische Sprachwissenschaft“ zeigt, daß hier zielstrebig eine neue

Tradition begründet wurde, die gute Fortschritte macht. Offen bleibt aber die Frage, ob die Herausgabe des neuen Jahrbuchs nicht zu Lasten der bisherigen Sammelbände „Iberokaukasische Sprachwissenschaft“ geht, die seit 1974 nicht mehr erschienen sind. Wünschenswert wäre die Fortsetzung beider Editionen, denn die Beantwortung der hier zugrunde liegenden Fragen erfordert umfangreiche Arbeiten. Die Erforschung der abchasisch-adyghischen und nachisch-daghestanischen Sprachen hat in letzter Zeit zu Fortschritten geführt (vgl. die Arbeiten von K. Lomtatsch: „Historisch-vergleichende Analyse der abchasischen und abasischen Sprache“, I; T. Gudava „Der Konsonantismus der andischen Sprachen“, E. Jeiranil'vili „Udische Sprache“, V. Pančvize „Grammatische Analyse des Udischen“, B. Giginel'vili „Vergleichende Phonetik der Daghestansprachen“), und das Jahrbuch gibt zu der Hoffnung Anlaß, daß es dieser Entwicklung neue Impulse verleihen wird.

Liste der Verfasser

Schanidse, Akaki, Prof. Dr. Dr. h. c., Universität Tbilisi

Dsidsiguri, Schota, Prof. Dr., Universität Tbilisi

Dshaparidse, Otar, Prof. Dr., Universität Tbilisi

Melikischvili, Damana, Prof. Dr., Universität Tbilisi

Metreweli, Teimuras, Doz. Dr., Universität Tbilisi

Fährlich, Heinz, Doz. Dr., Universität Jena

Dshorbenadse, Besarion, Prof. Dr., Universität Tbilisi

Kwatschantiradse, Tamas, Prof. Dr., Universität Tbilisi

Hemmann, Eva, Sektion Sprachwissenschaft der Universität Jena

